

fiftyfifty

Hilfe für Obdachlose und ihre Hunde.

*Sonderheft
zum
5. Geburtstag
von Underdog!*

Hund & Mensch in Poesie & Prosa

in Kooperation mit
dem Literaturbüro
NRW

Verlosung:
5 Armbanduhren von
Underdog
www.fiftyfifty-underdog.de





Michael Serrer,
Leiter des Literaturbüros NRW

Michael Serrer, geboren 1960, studierte Germanistik, Philosophie und Politikwissenschaft. Lehraufträge an mehreren Universitäten. Veröffentlichungen u.a. in der *Neuen Zürcher Zeitung* und der *Zeit*, diverse Bücher und Buchprojekte. Berater der EXPO 2000. Seit 1998 Leiter des Literaturbüros NRW, Vorsitzender des Literaturrates NRW.

Liebe Leserinnen und Leser,

Hunde gelten als die treuesten Freunde des Menschen. Die Angaben darüber, wie lange sie schon an uns gewöhnt sind, variieren, zwischen 15.000 und 100.000 Jahren. Auf jeden Fall ist es eine lange gemeinsame Geschichte, die Menschen und Hunde miteinander verbindet – und von dieser Geschichte handeln viele Geschichten. Immer wieder haben Schriftstellerinnen und Schriftsteller von Hunden erzählt, die meisten liebevoll, manche auch kritisch. Wir haben einige dieser Geschichten (und Gedichte) für dieses Heft ausgesucht; der älteste Text ist fast 3.000 Jahre alt, der jüngste stammt aus unseren Tagen. Aber ob nun bei Homer oder bei Marion Poschmann – der Hund hat nichts von seiner Faszination für uns Menschen verloren.

In der Mongolei sagt man: „Es ist schwer, einen so treuen Gefährten wie einen Hund zu finden; hat ein Armer ihn aufgezogen, so wird er keinem Reichen je folgen.“ Auch viele Obdachlose haben in Hunden Freunde gefunden. Und wenn diese Freunde krank werden, brauchen sie Hilfe – Hilfe, die zumeist etwas kostet. Aber wovon sollen Obdachlose das bezahlen? Hier leistet die Aktion „Underdog“ vorbildliche Arbeit. Sie hilft den kranken Tieren und oft darüber hinaus auch deren Haltern. Indem Sie dieses Heft gekauft haben, haben Sie diese sinnvolle Arbeit unterstützt, wofür wir Ihnen herzlich danken. Danken möchten wir auch den Verlagen, die uns großzügigerweise das Recht erteilt haben, die hier versammelten Texte abzdrukken. Die Verlage und die Käufer, sie beweisen es: Die Liebe zum Nächsten, das ist des Pudels Kern.

Michael Serrer

LITERATURBÜRO  NRW

Der Hund in der bildenden Kunst

(ff). Das Straßenmagazin *fiftyfifty* betreibt eine Benefiz-Galerie, in der Werke berühmter zeitgenössischer KünstlerInnen zugunsten der Obdachlosenhilfe verkauft werden. Eine Ausstellung zum fünften Geburtstag von „Underdog“ (18.11. in unserer Galerie, Jägerstr. 15, Düsseldorf) versammelt(e) die Werke mit Vierbeinern von Imi Knoebel, Gerhard Richter, Claudia Rogge, Beat Streuli, Thomas Struth, Rosemarie Trockel und vielen anderen. Die Erlöse aus dem Verkauf kommen „Underdog“ zugute.

underdog
Erste Hilfe für den besten Freund der Obdachlosen.

Alle Infos über die *fiftyfifty*-Tier und -Obdachlosenhilfe „Underdog“:
www.fiftyfifty-underdog.de

Dieses Heft mit Hundegeschichten und -gedichten aus der Weltliteratur ist illustriert mit den Abbildungen einiger Kunstwerke, die in einer Benefiz-Schau in der fiftyfifty-Galerie gezeigt und zugunsten der Tier- und Obdachlosenhilfe „Underdog“ verkauft werden. Wir danken allen KünstlerInnen für ihre Spenden.

Der wohl wichtigste zeitgenössische Text stammt aus der „Hundenovelle“ von Marion Poschmann. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schreibt über die 1969 in Essen geborene und nun in Berlin lebende, vielfach ausgezeichnete Schriftstellerin: „Eine der größten Hoffnungsträgerinnen der jungen

Literatur.“ Wir danken und der furter anstalt“ für die rechte.

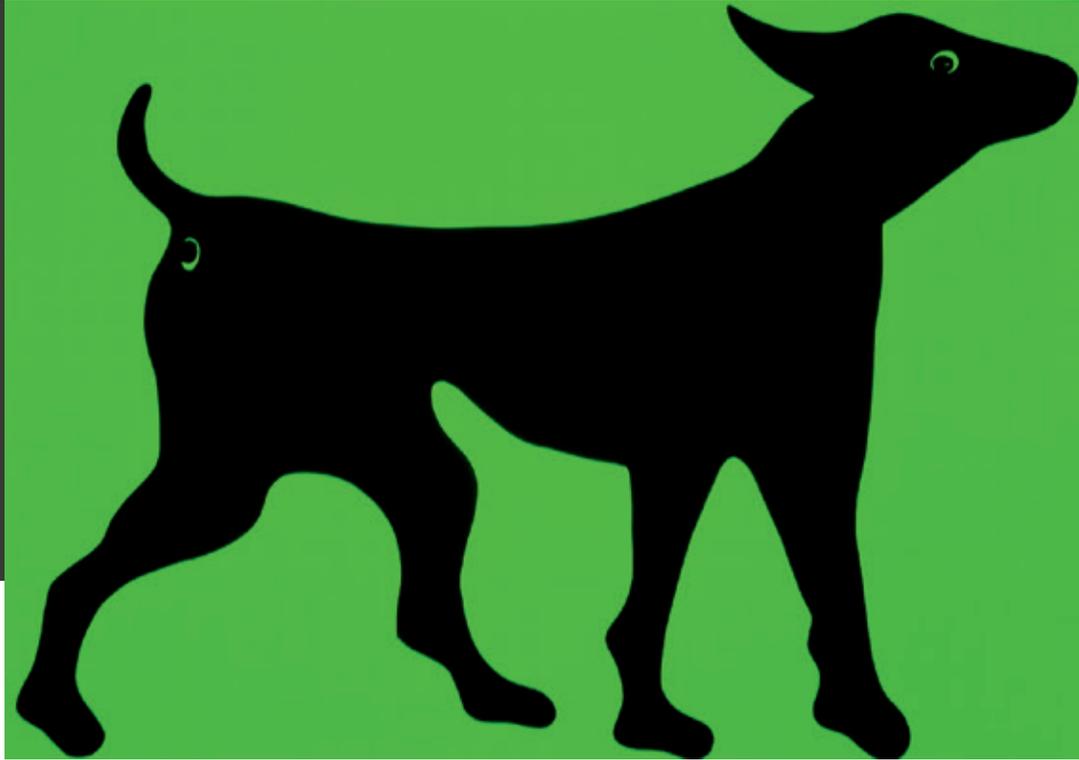


Rosemarie Trockel: „Hund“ 1997, Heliogravüre-Radierung 80 x 60 cm, Auflage: 100 Exemplare + e/a. Inkl. Rahmung 1.700 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de

der Autorin
„Frank-
Verlags-
herzlich
Nachdruck-

- 02** Vorwort
- 04** Alfred Brehm: *Der ganze Hund ein Arzneimittel*
- 05** Ernst Jandl: *ottos mops*
- 06** Homer: *Argos*
- 07** Theodor Fontane: *Effis Rollo*
- 08** Thomas Mann: *Herr und Hund*
- 14** Erich Fried: *Definition*
- 15** Fjodor Dostojewski: *Aufzeichnung aus dem Totenhaus*
- 16** Francis Jammes: *Mein niedrer Freund*
- 17** Marion Poschmann: *Hundenovelle*
- 20** Kurt Tucholsky: *Traktat über den Hund*
- 22** Konrad Lorenz: *Die Treue und der Tod*
- 23** Matthias Claudius: *Der große und der kleine Hund*
- 24** Gebrüder Grimm: *Der Wolf und die sieben Geißlein*
- 26** James Thurber: *Momentaufnahme eines Hundes*
- 30** Ferdinand Avenarius: *Der Hund*
- 31** Biografische Angaben, Quellen

Imi Knoebel: „Ghost dog“ 2001, 60 Unikate mit Phosphordruck (Nachleuchtfarbe) auf Waterford-Bütten, handcoloriert. leuchtet bei Dunkelheit, ca. 70 x 100 cm. datiert, rückseitig handsigniert, inkl. Rahmung 2.300 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de



Der ganze Hund ein Arzneimittel

Von Alfred Brehm, Brehms Thierleben 1864

Wirklich spasshaft ist es, was die alten Schriftsteller noch Alles von der Benutzung des Hundes zu Arzneizwecken aufgeführt haben. Der ganze Hund war eigentlich nur Ein Arzneimittel. Namentlich Plinius ist unermüdlich in Aufzählung der verschiedenen Heilkräfte des Hundes. Außer ihm leiste Sextus, Hippokrates, Galen, Faventius, Marellus, Bontius, Aeskulap und Amatos auch das Ihrige. Ein lebender Hund, bei Brustschmerzen aufgelegt, thut vortreffliche Dienste; wird er aufgeschnitten und einer schwermüthigen Frau auf den Kopf gebunden, so hilft er sicher gegen die Schwermuth. Nach Sextus heilt er sogar Milzkrankheiten. Mit allerlei Gewürz gekocht und gegessen, dient er als Mittel gegen fallende Sucht; doch muß es dann ein säugender Hund sein, welcher mit Wein und Myrrhen zubereitet wurde. Ein junger Jagdhund hilft gegen Leberkrankheiten. Wird eine Frau, welche früher schon Kinder geboren hatte, unfruchtbar, dann befreit sie gekochtes Hundefleisch, welches sie in reichlicher Menge genießt, von ihrer Schwäche. Sehniges Fleisch dagegen ist ein Vorkehrmittel gegen Hundebiß. Die Asche eines zu Pulver gebrannten Hundes dient gegen Augenleiden, und werden mit ihr die Augenbrauen gestrichen, so erhalten sie die schönste Schwärze. Eingesalzenes Fleisch von toten Hunden giebt ein Mittel gegen Hundewuth. Die Asche vom Schädel eines gesunden Hundes vertreibt alles wilde Fleisch, heilt den Krebs, schützt gegen Wasserscheu,

mildert, wenn man sie mit Wasser zu sich nimmt, Seitenstechen und Geschwülste aller Art (...), die Asche von dem Schädel eines tollen Hundes ist gut gegen Gelbsucht und Zahnschmerz. Das Hundefett wird benutzt, um Muttermäler und Gesichtsbüthen zu vertreiben, unfruchtbare Leiber fruchtbar zu machen: dazu muß aber der ganze Hund gekocht und das Fett oben von der Brühe abgeschöpft werden; gegen Lähmung wird es zu einer Salbe verwandt: doch darf es dann bloß von jungen Hunden herrühren; mit Wermuton versetzt heilt es die Taubheit. Das Hundehirn ist, auf Leinwand gestrichen, bei Beinbrüchen gut; es hilft aber auch für Blödigkeit der Augen. Hundemark vertreibt Überbeine und Geschwülste. Die Milz ist gegen Milzbrand und Milzschmerzen vortrefflich; am besten wirkt sie, wenn sie aus einem lebenden Hunde ausgeschnitten worden ist. Die rohe Leber wird gegen die Wuthkrankheit empfohlen; doch muß sie stets von einem Hunde von demselben Geschlecht genommen werden, welches der Beißende hatte. Gegen dieselbe Krankheit brauchte man auch Würmer aus dem Aase eines tollen Hundes. Der Harn von jungen Hunden ist, wenn er gereinigt worden, ein Mittel, überflüssigen Haarwuchs zu vertreiben. Der Koth giebt vortreffliche Pflaster gegen Geschwüre; er kann sogar gegen die Bräune, die Ruhr benutzt werden – doch, wer wollte das Alles noch zusammenzählen!

ottos mops

Von Ernst Jandl, 1970

ottos mops trotzt
otto: fort mops fort
ottos mops hopst fort
otto: soso

otto holt koks
otto holt obst
otto horcht
otto: mopsmops
otto hofft

otto mops klopft
otto: komm mops komm
ottos mops kommt
ottos mops kotzt
otto: ogottogott



Kristin Wenzel: „Heartbreaker II“ 2010,
Unikat-Skulptur, 55 x 50 x 27 cm, Polyester,
Stoff, Prismen-Glas. 3.400 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de

Andrea Lehmann, „Dame mit Hund“ 2011, Original, Öl Harz (Dammar), Kunsthaar auf Papier, 62 x 38 cm verso betitelt, datiert und handsigniert, inkl. Objektrahmen 3.400 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de



Argos

Von Homer, ca. 800 v. u. Z

Und ein Hund lag da, der hob den Kopf und die Ohren,
 Argos, des leiderprobten Odysseus Hund, den er selbst einst
 Aufzog, ohne sich seiner zu freuen, er ging ja zuvor schon
 Fort zum heiligen Ilion; früher, da führten die jungen
 Männer ihn oft auf wilde Ziegen und Rehe und Hasen;
 Nun aber, da sein Herr weit weg war, lag er verwaht
 Auf einer Menge von Mist, der von Maultieren und auch von Rindern
 Da gehäufte vor den Toren lag, bis dass des Odysseus
 Knechte ihn holten, den großen Bezirk des Königs zu düngen.
 Dort lag Argos, der Hund, der von Hundeläusen bedeckt war.
 Als der wahrnahm, dass es Odysseus war, der ihm nahte,
 Wedelte er mit dem Schwanz und senkte die Ohren, die beiden.
 Doch er vermochte nicht mehr, zu seinem Herren zu kommen.
 Der aber blickte zur Seite und wischte sich ab eine Träne,
 Sie vor Eumaios verbergend, und fragte ihn dann mit den Worten:
 „Merkwürdig ist's, Eumaios, dass dieser Hund auf dem Mist liegt.
 Schön ist er zwar von Gestalt, jedoch ich bin mir nicht sicher,
 Ob er auch schnell im Laufe war bei solch einem Aussehen;
 Oder war er nur so, wie die Hunde am Tische der Männer
 Werden, welche die Herren des Prunkes wegen sich halten.“
 „Da erwidertest du und sagtest, Sauhirt Eumaios:
 „Freilich, dies ist der Hund des Mannes, der in der Ferne
 Starb; und wär er noch ebenso an Gestalt und an Werken,
 Wie ihn Odysseus hier, nach Troja ziehend, zurückließ,
 Würdest du staunen, wenn du die Schnelligkeit sähst und die Stärke.
 Welches Wild er auch jagte in dicht bewaldeten Tälern,
 Nie entging ihm eines; er war ihm stets auf der Fährte.
 Aber nun liegt er im Elend hier; denn fern von der Heimat
 Starb sein Herr, und die lässigen Weiber versäumen die Pflege.
 Denn die Knechte, sobald ihnen nicht die Herren befehlen,
 Wollen sogleich nicht mehr die gebührende Arbeit verrichten.
 Nimmt doch der weitum blickende Zeus die Hälfte des Wertes
 Jedem Mann, sobald ihn ergreift die Stunde der Knechtschaft.“
 Sprach's und ging in die Häuser, die wohlbewohnten, hinein dann
 Und schritt gleich in den Saal in der Mitte der trotzigsten Freier.
 Aber den Argos ergriff das Geschick des finsternen Todes
 Gleich, nachdem er Odysseus sah im zwanzigsten Jahre.

Effis Rollo

Von Theodor Fontane, 1896

Effi schlief eine Weile ganz fest. Aber mit einem Mal fuhr sie mit einem lauten Schrei aus ihrem Schlafe auf, ja, sie hörte selber noch den Aufschrei und auch wie Rollo draußen anschlug; - „wau, wau“ klang es den Flur entlang, dumpf und selber beinah ängstlich. Ihr war, als ob ihr das Herz stillstände; sie konnte nicht rufen, und in diesem Augenblicke huschte was an ihr vorbei, und die nach dem Flur hinausführende Tür sprang auf. Aber eben dieser Moment höchster Angst war auch der ihrer Befreiung, denn, statt etwas Schrecklichem, kam jetzt Rollo auf sie zu, suchte mit seinem Kopf nach ihrer Hand und legte sich, als er diese gefunden, auf den vor ihrem Bett ausgebreiteten Teppich nieder. Effi selbst aber hatte mit der anderen Hand dreimal auf den Knopf der Klingel gedrückt, und keine halbe Minute, so war Johanna da, barfüßig, den Rock über dem Arm und ein großes kariertes Tuch über Kopf und Schulter geschlagen.

„Gott sei Dank, Johanna, daß Sie da sind.“

„Was war denn gnäd'ge Frau? Gnäd'ge Frau haben geträumt.“

„Ja, geträumt. Es muß so was gewesen sein ... aber es war doch auch noch was anderes.“

„Was denn, gnäd'ge Frau?“

„Ich schlief ganz fest, und mit einem Male fuhr ich auf und schrie ... vielleicht, daß es ein Alpdruck war ... Alpdruck ist in unserer Familie, mein Papa hat es auch und ängstigt uns damit, und nur die Mama sagt immer, er solle sich nicht so gehen lassen; aber das ist leicht gesagt ... ich fuhr also auf aus dem Schlaf und schrie, und als ich mich umsah, so gut es eben ging in dem Dunkel, da strich was an meinem Bett vorbei, gerade da, wo Sie jetzt stehen, Johanna, und dann war es weg. Und wenn ich mich recht frage, was es war ...“

„Nun was denn, gnäd'ge Frau?“

„Und wenn ich mich recht frage ... ich mag es nicht sagen, Johanna ... aber ich glaube der Chinese.“

„Der von oben?“ und Johanna versuchte zu lachen, „unser kleiner Chinese, den wir an die Stuhllehne geklebt haben, Christel und ich. Ach, gnäd'ge Frau haben geträumt, und wenn Sie schon wach waren, so war es doch alles noch aus dem Traum.“

„Ich würd' es glauben. Aber es war genau derselbe Augenblick, wo Rollo draußen anschlug, der muß es also auch gesehen haben, und dann flog die Tür auf, und das gute, treue Tier sprang auf mich los, als ob es mich zu retten käme. Ach, meine liebe Johanna, es war entsetzlich. Und ich so allein, und so jung (...).“

Es war einen Monat später; und der September ging auf die Neige. Das Wetter war schön, aber das Laub im Parke zeigte schon viel Rot und Gelb, und seit den Äquinoktien, die drei Sturmtage gebracht hatten, lagen die Blätter überallhin ausgestreut. Auf dem Rondell hatte sich



Ottmar Hörl: „Hundemutter und Welp“, (serielle) Skulpturen aus Kunststoff und Goldpigment, 85 bzw. 35 cm hoch, zusammen 980 Euro.

www.fiftyfifty-galerie.de

eine kleine Veränderung vollzogen, die Sonnenuhr war fort, und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, lag seit gestern eine weiße Marmorplatte, darauf stand nichts als „Effis Briest“ und darunter ein Kreuz. Das war Effis letzte Bitte gewesen: „Ich möchte auf meinem Stein meinen alten Namen wiederhaben; ich habe dem anderen keine Ehre gemacht.“ Und es war ihr versprochen worden.

Ja, gestern war die Marmorplatte gekommen und aufgelegt worden, und angesichts der Stelle saßen nun wieder Briest und Frau und sahen darauf hin und auf den Heliotrop, den man geschont, und der den Stein jetzt einrahmte. Rollo lag daneben, den Kopf in die Pfoten gesteckt.

Wilke, dessen Gamaschen immer weiter wurden, brachte das Frühstück, und die Post, und der alte Briest sagte: „Wilke, bestelle den kleinen Wagen. Ich will mit der Frau über Land fahren.“

Frau von Briest hatte mittlerweile den Kaffee eingeschickt und sah nach dem Rondell und seinem Blumenbeete. „Sieh, Briest, Rollo liegt wieder vor dem Stein. Es ist ihm doch noch tiefer gegangen als uns. Er frißt auch nicht mehr.“

„Ja, Luise, die Kreatur. Das ist ja, was ich immer sage. Es ist nicht so viel mit uns, wie wir glauben. Da reden wir immer von Instinkt. Am Ende ist es doch das Beste.“

„Sprich nicht so. Wenn du so philosophierst ... nimm es mir nicht übel, Briest, dazu reicht es bei dir nicht aus. Du hast deinen guten Verstand, aber du kannst doch nicht an solche Fragen ...“

„Eigentlich nicht.“

„Und wenn denn schon überhaupt Fragen gestellt werden sollen, da gibt es ganz andere, Briest, und ich kann dir sagen, es vergeht kein Tag, seit das arme Kind da liegt, wo mir solche Fragen nicht gekommen wären ...“

„Welche Fragen?“

„Ob wir nicht doch vielleicht schuld sind?“

„Unsinn, Luise. Wie meinst du das?“

„Ob wir sie nicht anders in Zucht hätten nehmen müssen. Gerade wir. Denn Niemeyer ist doch eigentlich eine Null, weil er alles in Zweifel läßt. Und dann, Briest, so leid es mir tut ... deine beständigen Zweideutigkeiten ... und zuletzt, womit ich mich selbst anklage, denn ich will nicht schuldlos ausgehen in dieser Sache, ob sie nicht doch vielleicht zu jung war?“

Rollo, der bei diesen Worten aufwachte, schüttelte den Kopf langsam hin und her, und Briest sagte ruhig: „Ach Luise, laß ... das ist ein zu weites Feld.“



Norbert von Padberg: „In this moment ... now“ 2008, 140 x 110 cm, Öl auf Leinwand, datiert, handsigniert, 5.500 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de

Herr und Hund

Von Thomas Mann, 1919

Wenn die schöne Jahreszeit ihrem Namen Ehre macht und das Tirili der Vögel mich zeitig wecken konnte, weil ich den vorigen Tag zur rechten Stunde beendigte, gehe ich gern schon vor der ersten Mahlzeit und ohne Hut auf eine halbe Stunde ins Freie, in die Allee vorm Hause oder auch in die weiteren Anlagen, um von der jungen Morgenluft einige Züge zu tun und, bevor die Arbeit mich hinnimmt, an den Freuden der reinen Frühe ein wenig teilzuhaben. Auf den Stufen, welche zur Haustüre führen, lasse ich dann einen Pfiff von zwei Tönen hören, Grundton und tiefer Quart, so, wie die Melodie des zweiten Satzes von Schuberts unvollendeter Sinfonie beginnt, - ein Signal, das etwa als die Vertonung eines zweisilbigen Rufnamens gelten kann. Schon im nächsten Augenblick, während ich gegen die Gartenpforte weitergehe, wird in der Ferne, kaum hörbar zuerst, doch rasch sich nähernd und verdeutlichend, ein feines Klingeln laut, wie es entstehen mag, wenn eine Polizeimarke gegen den Metallbeschlag eines Halsbandes schlägt; und wenn ich mich umwende, sehe ich Bauschan in vollem Lauf um die rückwärtige Hausecke biegen und gerade auf mich zustürzen, als plane er, mich über den Haufen zu rennen. Vor Anstrengung schürzt er die Unterlippe ein wenig, so daß zwei, drei seiner unteren Vorderzähne entblößt sind und prächtig weiß in der frühen Sonne blitzen.

Er kommt aus seiner Hütten, die dort hinten unter dem Boden der auf Pfeilern ruhenden Veranda steht, und worin er, bis mein zweisilbiger Pfiff ihn aufs äußerste belebte, nach wechselvoll verbrachter Nacht in kurzem Morgenschlummer gelegen haben mag. Die Hütte ist mit Vorhängen aus derbem Stoff versehen und mit Stroh ausgelegt, woher es kommt, daß ein oder der andere Halm in Bauschans odendrein vom Liegen etwas struppigem Fell haftet oder sogar zwischen seinen Zehen steckt: ein Anblick, der mich jedesmal an den alten Grafen von Moor erinnert, wie ich ihn ernst, in einer Aufführung von höchst akkurater Einbildungskraft, dem Hungerturme entsteigen sah, einen Strohhalm zwischen zwei Trikotzehen seiner armen Füße. Unwillkürlich stelle ich mich seitlich gegen den Heranstürmenden, in Abwehrpositur, denn seine Scheinabsicht, mir zwischen die Füße zu stoßen und mich zu Falle zu bringen, hat unfehlbar Täuschungskraft. Im letzten Augenblick aber und dicht vor dem Anprall weiß er zu bremsen und einzuschwenken, was sowohl für seine körperliche als seine geistige Selbstbeherrschung zeugt; und nun beginnt er, ohne Laut zu geben - denn er macht einen sparsamen Gebrauch von seiner sonoren und ausdrucksfähigen Stimme -, einen wirren Begrüßungsstanz um mich herum zu vollführen, bestehend aus Trampeln, maßlosem Wendeln, das sich nicht auf das hierzu bestimmte Ausdruckswerkzeug des Schwanzes beschränkt,

sondern den ganzen Hinterleib bis zu den Rippen in Mitleidenschaft zieht, ferner einem ringelnden Sichzusammenziehen seines Körpers, sowie schnellenden, schleudernden Luftsprüngen nebst Drehungen um die eigene Achse, - Aufführungen, die er aber merkwürdigerweise meinen Blicken zu entziehen trachtet, indem er ihren Schauplatz, wie ich mich auch wende, immer auf die entgegengesetzte Seite verlegt. In dem Augenblick jedoch, wo ich mich niederbeuge und die Hand ausstrecke, ist er plötzlich mit einem Sprunge neben mir und steht, die Schulter gegen mein Schienbein gepreßt, wie eine Bildsäule: schräg an mich gelehnt steht er, die starken Pfoten gegen den Boden gestemmt, das Gesicht gegen das meine erhoben, so daß er mich verkehrt und von unten herauf in die Augen blickt, und seine Reglosigkeit, während ich ihm unter halblauten und guten Worten das Schulterblatt klopfe, atmet dieselbe Konzentration und Leidenschaft wie der vorhergegangene Taumel.

Es ist ein kurzhaariger deutscher Hühnerhund, - wenn man diese Bezeichnung nicht allzu streng und strikt nehmen, sondern sie mit einem Körnchen Salz verstehen will; denn ein Hühnerhund wie er im Buche steht und nach der peinlichsten Observanz ist Bauschan wohl eigentlich nicht. Für einen solchen ist er erstens vielleicht ein wenig zu klein, - er ist, dies will betont sein, entschieden etwas unter der Größe eines Vorstehhundes; und dann sind auch seine Vorderbeine nicht ganz gerade, eher etwas nach außen gebogen, - was ebenfalls jenem Idealbilde reiner Züchtung nur ungenau entsprechen mag. Die kleine Neigung zur „Wamme“, das heißt: zu jener faltigen Hautsackbildung am Halse, die einen so würdigen Ausdruck verleihen kann, kleidet ihn ausgezeichnet; doch würde auch sie wohl von unerbittlichen Zuchtmeistern als fehlerhaft beanstandet werden, denn beim Hühnerhund, höre ich, soll die Halshaut glatt die Kehle umspannen. Bauschans Färbung ist sehr schön. Sein Fell ist rostbraun im Grunde und schwarz getigert. Aber auch viel Weiß mischt sich darein, das an der Brust, den Pfoten, dem Bauche entschieden vorherrscht, während die ganze gedrungene Nase in Schwarz getaucht erscheint. Auf seinem breiten Schädeldach sowie an den kühlen Ohrlappen bildet das Schwarze mit dem Rostbraun ein schönes, samtenes Muster, und zum Erfreulichsten an seiner Erscheinung ist der Wirbel, Büschel oder Zipfel zu rechnen, zu dem das weiße Haar an seiner Brust sich zusammendrehet, und der gleich dem Stachel alter Brustharnische waagrecht vorragt. Übrigens mag auch die etwas willkürliche Farbenpracht seines Felles demjenigen für „unzulässig“ gelten, dem die Gesetze der Art vor den Persönlichkeitswerten gehen, denn der klassische Hühnerhund hat möglicherweise einfarbig oder mit abweichend gefärbten Platten geschmückt,

aber nicht getigert zu sein. Am eindringlichsten aber mahnt vor einer starr schematisierenden Einreihung Bauschans eine gewisse hängende Behaarungsart seiner Mundwinkel und der Unterseite seines Mantels ab, die man nicht ohne einen Schein von Recht als Schnauz- und Knebelbart ansprechen könnte, und die, wenn man sie eben ins Auge faßt, von fern oder näherhin an den Typus des Pinschers oder Schnauzels denken läßt. Aber Hühnerhund her und Pinscher hin – welch ein schönes und gutes Tier ist Bauschan auf jeden Fall, wie er da straff an mein Knie gelehnt steht und mit tief gesammelter Hingabe zu mir emporblickt! Namentlich das Auge ist schön, sanft und klug, wenn auch vielleicht ein wenig gläsern vortretend. Die Iris ist rostbraun – von der Farbe des Felles; doch bildet sie eigentlich nur einen schmalen Ring, vermöge einer gewaltigen Ausdehnung der schwarz spiegelnden Pupillen, und andererseits tritt ihre Färbung ins Weiße des Auges über und schwimmt darin. Der Ausdruck seines Kopfes, ein Ausdruck verständigen Biedersinnes, bekundet eine Männlichkeit seines moralischen Teiles, die sein Körperbau im Physischen wiederholt: der gewölbte Brustkorb, unter dessen glatt und geschmeidig anliegender Haut die Rippen sich kräftig abzeichnen, die eingezogenen Hüften, die nervicht geäderten Beine, die derben und wohlgebildeten Füße – dies alles spricht von Wackerkeit und viriler Tugend, es spricht von bäurischem Jägerblut, ja, der Jäger und Vorsteher waltet eben doch mächtig vor in Bauschans Bildung, er ist ein rechtlicher Hühnerhund, wenn man mich fragt, obgleich er gewiß keinem Akte hochnäsiger Inzucht sein Dasein verdankt; und eben dies mag denn auch der Sinn der sonst ziemlich verworrenen und logisch ungeordneten Worte sein, die ich an ihn richte, während ich ihm das Schulterblatt klopfe.

Welch ein schönes und gutes Tier ist Bauschan auf jeden Fall, wie er da straff an mein Knie gelehnt steht und mit tief gesammelter Hingabe zu mir emporblickt!

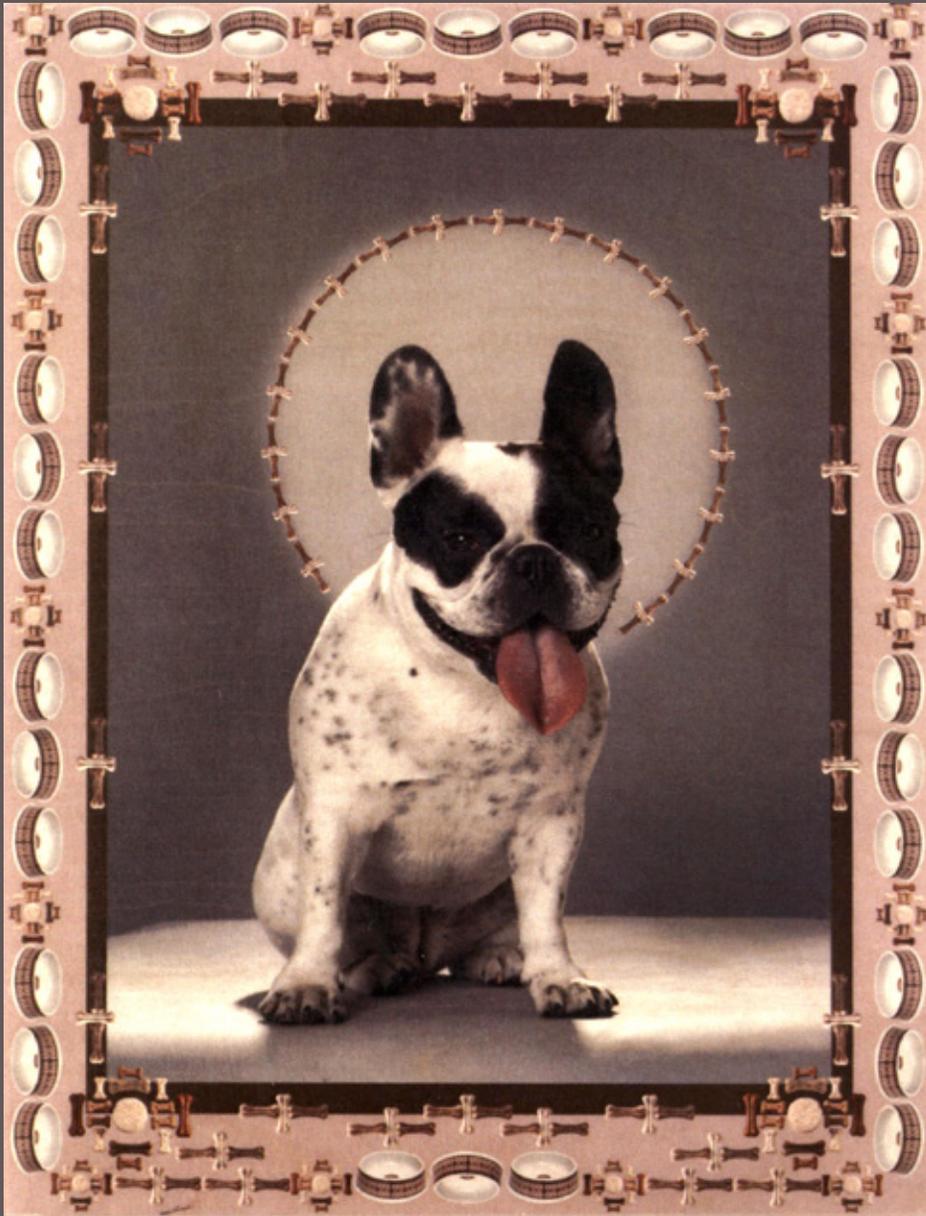
Er steht unter schaut, er lauscht auf den Tonfall meiner Stimme, durchdringt sie mit den Akzenten einer entschiedenen Billigung seiner Existenz, die ich meiner Ansprache stark aufsetze. Und plötzlich vollführt er, den Kopf vorstoßend und die Lippen rasch öffnend und schließend, einen Schnapper hinauf gegen mein Gesicht, als wollte er mir die Nase abbeißen, eine Pantomime, die offenbar als Antwort auf mein Zureden gemeint ist und mich regelmäßig lachend zurückprallen läßt, was Bauschan auch im voraus weiß. Es ist eine Art Luftkuss, halb Zärtlichkeit, halb Neckerei, ein Manöver, das ihm

von klein auf eigentümlich war, während ich es sonst bei keinem seiner Vorgänger beobachtete. Übrigens entschuldigt er sich sogleich durch Wedeln, kurzer Verbeugungen und eine verlegen-heitere Mine für die Freiheit, die er sich nahm. Und dann treten wir durch die Gartenpforte in Freie. (...)

Sein Leben beginnt, wenn ich ausgehe – und ach, auch dann beginnt es oftmals noch nicht! Denn indem ich das Haus verlasse, fragt es sich, ob ich mich nach rechts wenden werde, die Allee hinunter, dorthin, wo es ins Freie und in die Einsamkeit unserer Jagdgründe geht, oder nach links, gegen die Trambahnstation, um in die Stadt zu fahren – und nur im ersteren Falle hat es für Bauschan einen Sinn, mich zu begleiten. Anfangs schloß er sich mir an, wenn ich die Welt wählte, nahm mit Erstaunen den herandonnernden Wagen wahr und folgte mir, seine Scheu gewaltsam unterdrückend, mit einem blinden und treuen Sprung auf die Plattform, mitten unter die Menschen. Aber ein Sturm der öffentlich Entrüstung fegte ihn wieder hinunter, und so entschloß er sich denn, im Galopp neben dem brausenden Vehikel herzurennen, das so wenig dem Wägelchen glich, zwischen dessen Räder er vor Zeiten getrabt. Redlich hielt er Schritt, solange es gehen wollte, und seine Atemkraft hätte ihn schwerlich im Stich gelassen. Aber den Sohn der Ökonomie verwirrte das städtische Treiben; er geriet Menschen zwischen die Füße, fremde Hunde fielen ihm in die Flanke, ein Tumult wilder Gerüche, wie er dergleichen noch nie erfahren, reizte und verstörte seinen Sinn, Häuserecken, durchsättigt mit den Essenzen alter Abenteuer, bannten ihn unwiderstehlich, er blieb zurück, er holte den Schienenwagen wohl wieder ein, allein es war ein falscher gewesen, dem er sich angeschlossen, ein dem richtigen vollständig ähnlicher; Bauschan lief blindlings in falscher Richtung fort, geriet tiefer und tiefer in die tolle Fremde hinein und fand sich erst nach zwei Tagen, ausgehungert und hinkend, in den Frieden des äußersten Hauses am Flusse heim, wohin zurückzukehren auch der Herr unterdessen vernünftig genug gewesen war.

Das geschah zweimal und dreimal; dann verzichtete Bauschan und stand endgültig ab davon, mich nach links zu begleiten. Er erkennt es sofort, was ich im Sinne habe, den Jagdgrund oder die Welt, wenn ich aus der Haustüre trete. Er springt auf von der Fußmatte, darauf er, unter dem schützenden Portalbogen, mein Ausgehen herangewartet hat. Er springt auf, und in demselben Augenblick sieht er, wohin meine Absichten gehen: meine Kleidung verrät es ihm, der Stock, den ich trage, auch wohl meine Miene und Haltung, der Blick, den ich kalt und beschäftigt über ihn hinschweifen lasse oder ihm auffordernd zuwende. Er begreift. Er stürzt sich kopfüber die Stufen hinab und tanzt unter Schleuderdrehungen, in stummer Begeisterung, vor mir her zur Pforte, wenn der Ausgang gesichert scheint; er duckt sich, er legt die Ohren zurück, seine Miene erlischt, fällt gleichsam in Asche und Trübsal zusammen, wenn die Hoffnung entflieht, und seine Augen füllen sich mit dem Ausdruck scheuen Sünderelends, den das Unglück im Blicke der Menschen und Tiere erzeugt.

Zuweilen kann er nicht glauben, was er doch sieht und weiß, daß nämlich für diesmal alles aus und an kein Jagen zu denken ist. Seine Begierde war zu heftig, er leugnet die Merkmale, er will den städtischen Stock, die hochbürgerliche Herrichtung meiner Person nicht bemerkt haben. Er drängt sich mit mir durch die Pforte, schnellt sich draußen um seine Achse, sucht mich nach rechts zu ziehen, indem er zum Galopp ansetzt in dieser Richtung und den Kopf nach mir wendet, und zwingt sich, das schicksalhafte Nein zu übersehen, das ich seinen Anstrengungen entgegensetze. Er kommt zurück, wenn ich wirklich nach links gehe, begleitet mich, aus tiefster Brust schnaubend und kleine, wirre, hohe Laute ausstoßend, die sich aus der Überspannung seines Inneren lösen, den Zaun des Vorgartens entlang und fängt an, über das Gitter der anstoßenden öffentlichen Anlage hin und her zu springen, obgleich dies Gitter ziemlich hoch ist und er in der Luft etwas ächzen muss, in Besorgnis, sich weh zu tun. Er springt aus einer Art von verzweifelter, die Tatsachen verwerfender Munterkeit und auch um mich zu bestechen, mich durch seine Tüchtigkeit für sich zu gewinnen. Denn noch ist es nicht ganz – bei aller Unwahrscheinlichkeit nicht ganz und gar ausgeschlossen, dass ich am Ende der Anlage dennoch den Stadtweg verlasse, noch einmal nach links einbiege und ihn auf geringem Umwege,



Sandra Birke: „Emma“ 2010, C-Print auf
Birkenholz, Auflage 3, verso nummeriert
datiert, handsigniert, 1.200 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de

über den Briefkasten nämlich, wenn ich Post zu versorgen habe, dennoch ins Freie führe. Das kommt vor, aber es kommt selten vor, und wenn auch diese Hoffnung zerstoß, so setzt Bauschan sich nieder und lässt mich ziehen. Das sitzt er, in seiner bäurisch ungeschickten Haltung, mitten auf der Straße und blickt mir nach, den ganzen langen Prospekt hinauf. Drehe ich den Kopf nach ihm, so spitzt er die Ohren, aber er folgt nicht, auch auf Ruf und Pfiff würde er nicht folgen, er weiß, dass es zwecklos wäre. Noch am Ausgange der Allee kann ich ihn sitzen sehen, als kleines, dunkles, ungeschicktes Pünktchen inmitten der Straße, und es gibt mir einen Stich ins Herz, ich besteige die Tram nicht anders als mit Gewissensbissen. Er hat so sehr gewartet, und man weiß doch, wie Warten foltern kann! Sein Leben ist Warten – auf den nächsten Spaziergang ins Freie, und dieses Warten beginnt, wenn er ausgeruht ist von dem letzten Mal. Auch in der Nacht wartet er, denn sein Schlaf verteilt sich auf die ganzen vierundzwanzig Stunden des Sonnenumlaufs, und manches Schlummerstündchen auf dem Grastepich des Gartens, während die Sonne den Pelz wärmt, oder hinter den Vorhängen der Hütte muss die leeren Tagesstrecken verkürzen. So ist seine Nachtruhe denn auch zerrissen und ohne Einheit, vielfältig treibt es ihn um in der Finsternis, durch Hof und Garten, er wirft sich hierhin und dorthin und wartet. Er wartet auf den wiederkehrenden Besuch des Schließers mit der Laterne, dessen stapfenden Rundgang er gegen besseres Wissen mit grauenvoll meldendem Gebell begleitet; er wartet auf das Erbleichen des Himmels, das Krähen des Hahnes in einer entlegenen Gärtnerei, das Erwachen des Morgenwindes in den Bäumen und darauf, dass der Kucheneingang geöffnet wird, damit er hineinschlüpfen kann, um sich am Herde zu wärmen.

Aber ich glaube, die Marter der nächtlichen Langeweile ist milde, verglichen mit der, die Bauschan am hellen Tag zu erdulden hat, besonders, wenn schönes Wetter ist, sei es nun Winter oder Sommer, wenn die Sonne ins Freie lockt, das Verlangen nach starker Bewegung in allen Muskeln zerrt, und der Herr, ohne den nun einmal eine rechte Unternehmung nicht möglich ist, noch immer nicht seinen Platz hinter der Glastür verlassen will. Bauschans beweglicher kleiner Leib, in dem das Leben so rasch und fieberhaft pulst, ist durch und durch und im Überfluss ausgeruht, an Schlaf ist nicht mehr zu denken. Er kommt auf die Terrasse vor meiner Tür, lässt sich mit einem Seufzer, der aus der Tiefe seines Inneren kommt, auf den Kies fallen und legt den Kopf und die Pfoten, indem er von unten herauf mit einem Dulderblick gen Himmel schaut. Das dauert nur ein paar Sekunden, dann ist er der Lage schon satt und übersatt, empfindet sie als unhaltbar. Etwas kann er noch tun. Er kann die Stufen hinabsteigen und an einem der pyramidenförmigen Lebensbäumchen, welche die Rosenbeete flankieren, das Bein heben – dem rechter Hand, das dank Bauschans Gewohnheiten alljährlich an Verätzung eingeht und ausgewechselt werden muss. Er steigt also hinab und tut, wozu kein wahres Bedürfnis ihn treibt, was aber vorübergehend immerhin zu seiner Zerstreuung dienen kann.

Lange steht er, trotz vollständiger Unergiebigkeit seines Tuns, auf drei Beinen, so lange, dass das vierte in der Luft zu zittern beginnt und Bauschan hüpfen muss, um sein Gleichgewicht zu wahren. Dann steht er wieder auf allen Vieren und ist nicht besser daran als zuvor. Stumpf blickt er empor in die Zweige der Eschengruppe, durch die mit Zwitschern zwei Vögel huschen, sieht den Gefiederten nach, wie sie pfeilschnell davonstreichen, und wendet sich ab, indem er über soviel kindliche Leichtlebigkeit die Achseln zu zucken scheint. Er reckt und streckt sich, als wollte er sich auseinanderreißen, und zwar zerlegt er, der Ausführlichkeit halber, das Unternehmen in zwei Abteilungen: Er dehnt zuerst die vorderen Gliedmaßen, wobei er das Hinterteil in die Lüfte erhebt, und hierauf dieses, mit weit hinausgestreckten Hinterbein; und beide Male reißt er in viehischem Gähnen den Rachen auf. Dann ist auch dies geschehen – die Handlung ließ sich nicht weiter ausgestalten, und hat man sich eben nach allen Regeln gestreckt, so kann man es vorläufig nicht wieder tun. Bauschan steht also und blickt in trübem Sinnen vor sich zu Boden. Dann beginnt er, sich langsam und suchend um sich selber zu drehen, als wollte er sich niederlegen und sei nur noch ungewiss, in welcher Weise. Doch entschließt er sich anders und geht trägen Schrittes in die Mitte des Rasenplatzes, wo er sich mit einer plötzlichen, fast wilden Bewegung auf den Rücken wirft, um diesen in lebhaftem Hinunderherwälzen auf dem gemähten Grasboden zu scheuern und zu kühlen, Das muss mit starkem Wonnegefühl verbunden sein, denn er zieht krampfhaft die Pfoten an, indem er sich wälzt, und beißt im Taumel des Reizes und der Befriedigung nach allen Seiten in der Luft. Ja, um so leidenschaftlicher kostet er die Lust bis zur schalen Neige, als er weiß, dass sie keinen Bestand hat, dass man sich nicht länger als allenfalls zehn Sekunden so wälzen kann, und dass nicht jene gute Müdigkeit darauf folgt, die man durch fröhliche Anstrengung erwirbt, sondern nur die Ernüchterung und verdoppelte Öde, mit der man den Rausch, die betäubende Ausschweifung bezahlt. Er liegt einen Augenblick mit verdrehten Augen und wie tot auf der Seite. Dann steht er auf. Um sich zu schütteln. Er schüttelt sich, wie nur seinesgleichen sich schütteln kann, ohne eine Gehirnerschütterung besorgen zu müssen, schüttelt sich, dass es klatscht und klappert, dass ihm die Ohren unter die Kinnbacken schlagen und die Lippen von den weiß schimmernden Eckzähnen fliegen. Und dann? Dann steht er regungslos, in starrer Weltverlorenheit auf dem Plan und weiß endgültig auch nicht das geringste mehr mit sich anzufangen. Unter diesen Umständen greift er zu etwas Äußerstem. Er ersteigt die Terrasse, kommt an die Glastür, und mit zurückgelegten Ohren und einer wahren Bettlermiene hebt er zögernd die eine Vorderpfote und kratzt an der Tür – nur einmal und nur ganz schwach, aber diese sanft und zaghaft erhobene Pfote, dies zarte und einmalige Kratzen, zu dem er sich entschloß, da er sich anders nicht mehr zu raten wußte, ergreifen mich mächtig, und ich stehe auf, um ihm zu öffnen, um ihn zu mir einzulassen, obgleich ich weiß, dass das zu nichts Gutem führen kann; denn sofort beginnt er zu springen und zu tanzen, im Sinne der Aufforderung zu männlichen Unternehmungen, schiebt dabei den Teppich in hundert Falten, bringt das Zimmer in Aufruhr, und um meine Ruhe ist es geschehen. (...)

Kunststücke, zum Beispiel, verlange ich nicht von ihm; es wäre vergebens. Er ist kein Gelehrter, kein Marktwunder, kein pudelnärrischer Aufwärter: er ist ein vitaler Jägerbursch und kein Professor. Ich hob hervor, dass er ein vorzüglicher Springer ist. Wenn es darauf ankommt, so nimmt er jedes Hindernis – ist es allzu hoch, um in freiem Sprunge bewältigt zu werden, so klettert er anspringend hinauf und lässt sich jenseits hinunterfallen, genug, er nimmt es. Aber das Hindernis muss ein wirkliches Hindernis sein, das heißt ein solches, unter dem man nicht durchlaufen oder durchschlüpfen kann: sonst würde Bauschan es als verrückt empfinden, darüber wegzuspringen.

Er zieht krampfhaft die Pfoten an, indem er sich wälzt, und beißt im Taumel des Reizes und der Befriedigung nach allen Seiten in der Luft.

Eine Mauer, ein Graben, ein Gitter, ein lückenloser Zaun das sind solche Hindernisse. Eine querliegende Stange, ein vorgehaltener Stock, das ist kein solches, und also kann man auch nicht darüberspringen, ohne mit sich selbst und den Dingen in närrischen Widerspruch zu geraten. Bauschan weigert sich, dies zu tun. Er weigert sich – versuche es, ihn zum Sprung über ein solches unwirkliches Hindernis zu bewegen; in deiner Wut wird dir schließlich nichts übrigbleiben, als ihm beim Kragen zu nehmen und den gellend Quiekenden hinüberzuwerfen, worauf er sich dann die Miene gibt, als sei hiermit das Ziel deiner Wünsche erreicht, und das Ergebnis mit Tänzchen und begeistertem Bellen feiert. Schmeichle ihm, prügel ihn – hier herrscht ein Vernunftwiderstand gegen das reine Kunststück, den du auf keine Weise brechen wirst. Er ist nicht ungefällig, die Zufriedenheit des Herrn ist ihm wert, er setzt über eine geschlossene Hecke auf meinen Wunsch oder Befehl, nicht nur aus eigenem Antriebe, und holt sich freudig das Lob und den Dank dafür. Über die Stange, den Stock springt er nicht, sondern läuft darunter hindurch, und schläge man ihn tot. Hundertfach bittet er um Vergebung, um Nachsicht, um Schonung, denn er fürchtet ja den Schmerz, fürchtet ihn bis zur Memmenhaftigkeit; aber keine Frucht und kein Schmerz vermögen ihn zu einer Leistung, die in körperlicher Hinsicht nur ein Kinderspiel für ihn wäre, zu der ihm aber offenbar die seelische Möglichkeit fehlt, zu zwingen. Sie von ihm fordern heißt nicht, ihn vor die Frage stellen, ob er springen wird oder nicht; diese Frage ist im voraus entschieden, und der Befehl bedeutet ohne weiteres Prügel. Denn das Unverständliche und wegen Unverständlichkeit Untunliche von ihm zu fordern, heißt in seinen Augen nur einen Vorwand für Streit, Störung der Freundschaft und Prügel suchen und ist selbst schon der Anfang von alledem. Dies ist Bauschans Auffassung, soviel ich sehe, und mir ist zweifelhaft, ob man hier von Verstocktheit reden darf. Verstocktheit ist schließlich zu brechen, ja, will sogar gebrochen sein; seinen Widerstand aber gegen das absolute Kunststück würde er mit dem Tode besiegeln. (...)

Sonst aber kenne ich sein Inneres so gut, verstehe mich mit heiterer Sympathie auf alle Äußerungen desselben, sein Mienenspiel, sein ganzes Gebaren. Wie kenn ich, um nur irgendein Beispiel anzuführen, das gewisse piepsende Gähnen, das er an sich hat, wenn ein Ausgang ihn dadurch enttäuschte, daß er allzu kurz und sportlich unfruchtbar was: wenn ich den Tag spät begonnen habe, nur gerade vor Tisch noch auf eine Viertelstunde mit Bauschan ins Freie gegangen und gleich wieder umgekehrt bin. Dann geht er neben mir und gähnt. Es ist ein unverschämtes, unhöfliches, sperrangelweites, viehisches Gähnen, begleitet von einem piepsenden Kehllaut und von beleidigend gelangweiltem Ausdruck. „Einen schönen Hund habe ich“, drückt es aus. „Spät in der Nacht habe ich ihn von der Brücke abgeholt, und da sitzt er denn heut hinter der Glastür und läßt einen auf den Ausgang warten, daß man vor Langerweile verenden möchte, wenn er aber endlich ausgeht, so tut er es, um wieder umzukehren, bevor man nur irgendein Wild gerochen. Ah-i, ein schöner Herr! Kein rechter Herr! Ein lumpiger Herr!“

Dies also drückt sein Gähnen mit grober Deutlichkeit aus, so dass es unmöglich mißzuverstehen ist. Auch sehe ich ein, daß er im Recht damit ist, und daß ich schuldig vor ihm bin, und so streckte ich denn wohl die Hand aus, um ihm tröstlich die Schulter zu klopfen oder die Schädelplatte zu streicheln. Aber er dankt für Liebkosungen unter solchen Umständen, er nimmt sie nicht an, er gähnt noch einmal, womöglich noch unhöflicher, und entzieht sich die Hand, obgleich er von Natur, zum Unterschiede von Percy und in Übereinstimmung mit seiner volkstümlichen Wehleidigkeit, ein großer Freund weichlicher Liebkosungen ist.

Besonders schätzt er es, an der Kehle gekrault zu werden, und hat eine drollig energische Art, die Hand durch kurze Kopfbewegungen an diese Stelle zu leiten. Dass er aber jetzt von Zärtlichkeit nichts wissen will, hängt, außer mit seiner Enttäuschtheit, damit zusammen, dass er überhaupt im Zustande der Bewegung, das heißt: wenn auch ich mich in Bewegung befinde, keinen Sinn und kein Interesse dafür hat. Er befindet sich dann in einer zu männlichen Gemütsverfassung, um Geschmack daran zu finden – was sich aber sofort ändert, wenn ich mich nie-

Meist sage ich ihm seinen Namen vor (...) – stachle und befeure sein Ichgefühl, indem ich ihm mit verschiedener Betonung versichere (...), daß er Bauschan heißt und ist; und wenn ich dies eine Weile fortsetzte, kann ich ihn dadurch in eine wahre Verzückung, eine Art von Identitätsrausch versetzen, so daß er anfängt, sich um sich selber zu drehen und aus der stolzen Bedrängnis seiner Brust laut und jubelnd gen Himmel zu bellen.

derlasse. Dann ist er für Freundlichkeiten von Herzen empfänglich, und seine Art, sie zu erwidern, ist von täppisch-schwärmerischer Zudringlichkeit.

Gern, wenn ich, auf meinem Stuhl in der Mauerecke des Gartens oder draußen im Gras, den Rücken an einen bevorzugten Baum gelehnt, in einem Buche lese, unterbreche ich mich in meiner geistigen Beschäftigung, um etwas mit Bauschan zu sprechen und zu spielen. Was ich denn zu ihm spreche? Meist sage ich ihm seinen Namen vor, den Laut, der ihn unter allen am meisten angeht, weil er ihn selbst bezeichnet, und der darum auf sein ganzes Wesen elektrisierend wirkt – stachle und befeure sein Ichgefühl, indem ich ihm mit verschiedener Betonung versichere und recht zu bedanken gebe, daß er Bauschan heißt und ist; und wenn ich dies eine Weile fortsetzte, kann ich ihn dadurch in eine wahre Verzückung, eine Art von Identitätsrausch versetzen, so daß er anfängt, sich um sich selber zu drehen und aus der stolzen Bedrängnis seiner Brust laut und jubelnd gen Himmel zu bellen. Oder wir unterhalten uns, indem ich ihm auf die Nase schlage, und er nach meiner Hand schnappt wie nach einer Fliege. Dies bringt uns beide zum Lachen – ja, auch Bauschan muß lachen, und das ist für mich, der ebenfalls lacht, der wunderbarste und rührendste Anblick von der Welt. Es ist ergreifend zu sehen, wie unter dem Reiz der Neckerei es um seine Mundwinkel, in seiner tierisch hageren Wange zuckt und ruckt, wie in der schwärzlichen Miene der Kreatur der physiognomische Ausdruck des menschlichen Lachens oder doch ein trüber, unbeholfener und melancholischer Abglanz davon erscheint, wieder verschwindet, um den Merkmalen der Erschrockenheit und Verlegenheit Platz zu machen, und abermals zerrend hervortritt.

Definition

Von Erich Fried, 1964

Ein Hund
der stirbt
und der weiß
dass er stirbt
wie ein Hund

und der sagen kann
dass er weiß
dass er stirbt
wie ein Hund

ist ein Mensch.





Norbert Hüttermann: „Pelz“ 2011 (Ausschnitt), C-Print auf Aludibond mit Diassec, 43 x 60 cm, Auflage 3, verso datiert, nummeriert, handsigniert, 340 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de

Aufzeichnung aus einem Totenhaus

Von Fjodor Michailowitsch Dostojewski, 1860

Belka war ein sonderbares Geschöpf. Er war einmal unter einem Bauernwagen gekommen, seither war sein Rücken nach unten gebogen, und wenn er lief, sah es aus, als bewegten sich zwei merkwürdige, zusammengewachsene weiße Tiere. Überdies war er rüdig, hatte eitrigere Augen, sein Schwanz war kahl, fast ganz ohne Fell, und er trug ihn beständig eingeklemmt. Derart vom Schicksal geschlagen, hatte er offenbar beschlossen, sich mit seinem Los abzufinden. Niemals hätte er gewagt, jemanden anzubellen oder zu knurren. Um hie und da etwas zum Fressen zu ergattern, trieb er sich meistens hinter den Kasernen herum; und wenn er einen von uns sah, legte er sich zum Zeichen der Unterwürfigkeit augenblicks, noch in einiger Entfernung, auf den Rücken: „Mach mit mir, was du willst, du siehst ja, dass ich nicht daran denke, mich zu wehren.“ Und jeder Sträfling, vor dem das Tier sich so auf den Rücken legte, schien es für seine Pflicht und Schuldigkeit zu halten, ihm einen Fußtritt zu versetzen. „So ein abscheulicher Köter!“ pflegten die Gefangenen zu sagen.

Er fand sein Ende, als die andern Hunde ihn auf dem Wall hinter dem Zuchthaus zerrissen. Kultjapka hatte einen völlig anderen Charakter. Es schien, als hätte das Schicksal ihm im Leben eitel Glück und Zufriedenheit bestimmt. Eines schönen Tages aber richtete der Sträfling Neustrojew, der sich auf das Nähen von Damenschuhen und Lederverarbeitung spezialisiert hatte, seine Augenmerk auf Kultjapka. Irgend etwas hatte ihn stutzig gemacht. Er rief den Hund zu sich, befühlte sein Fell und drückte ihn spielerisch rückwärts zu Boden. Kultjapka, der nichts Böses ahnte, jaulte vor Vergnügen. Am andern Morgen aber war er verschwunden. Ich suchte ihn lange, er war wie vom Erdboden verschluckt; und erst zwei Wochen danach fand sich des Rätsels Lösung: Kultjapkas Fell hatte Neustrojew allzusehr in die Augen gestochen. Er hatte es abgezogen, gegerbt und samtene kleine Winterstiefel damit gefüttert, die eine Auditeursgattin bei ihm bestellt hatte. Er hat mir die Halbstiefelchen gezeigt, als er sie fertig hatte. Das Fell machte sich prächtig.



Gerhard Richter: „Schäferhund“ 1965/2011 Digitalprint nach einer Serigraphie, handsigniertes Unikat, ca. 65 x 50 cm auf Aludibond mit Diasec inkl. Schattenfugenrahmung, gegen Gebot, mindestens 20.000 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de

Mein niedrer Freund

Von Francis Jammes, 1958

Mein niedrer Freund, mein treuer Hund, nun littest du den Tod,
Vor dem du oft so wie vor einer bösen Wespe dich versteckst,
Die dich bis untern Tisch, wo du dich bargst, bedroht.
Dein Kopf, in dieser kurzen Trauerstunde, hat sich zu mir aufgereckt.

Alltäglicher Gefährte, Wesen benedelter Art,
Du, den der Hunger stillt, sobald dein Herr ihn teilt,
Der mit Tobias und mit Raphael hinausgeeilt,
Da sie zusammen sich aufmachten auf die Pilgerfahrt.

Getreuer Knecht: du sollst mir hohes Beispiel sein.
Du, der an mir so wie an seinem Gott ein Heiliger hing.
All deine dunkle Klugheit, die wir nie begriffen, ging
Lebendig nun in einen fröhlich unschuldsvollen Himmel ein.

Soll mir dereinst, mein Gott, die Gnade werden,
Dich anzuschauen von Angesicht zu Angesicht am jüngsten Tag,
Gib, dass ein armer Hund ins Angesicht dem schauen mag,
Der immer schon sein Gott ihm war auf Erden.

Melanie Stegemann: „Westminster
Inhaltssensitiv“ 2011, Ultrachrome-Print
hinter Plexiglas mit Magnetfolie, 13 x
18 cm, Auflage 5 + 2 a.p., 250 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de



Hundenovelle

Von Marion Poschmann, 2008

Er war sehr schmal, hochbeinig, er bewegte sich geschmeidig wie ein Jagdhund, er war schnell. Verfilztes Fell hing in Matten an ihm herab und ließ keinen Schluß darauf zu, ob dieser Hund grundsätzlich elegant und leicht oder einfach halb verhungert war.

Er leckte zwischen seinen Pfoten die letzten Salamikrümel auf, rollte sich zusammen und bettete den Kopf neben die Hinterläufe. Er atmete gleichmäßig, der schwarze Rücken hob sich rhythmisch, ab und zu zuckte es, bewegten sich die Ohren.

Ich hatte ihn noch nicht gestreichelt. Er hielt sich in meiner Nähe auf, aber er schien keinen Wert auf Berührung zu legen. Mich wiederum zog es nicht zu dem schmutzigen Fell, auch hielt ich es für ratsam, ausreichend Abstand zu den erstaunlich blanken Zähnen zu wahren. Kein Schoßhund jedenfalls, keiner, der sich beschmusen ließ, parfümieren, in ein Handtuch wickeln, mit aufs Sofa vor dem Fernseher nehmen. (...)

Ich wiederholte mich. Ich ging die immergleichen Wege in wechselnder Kleidung. Ich ging die Wege in Begleitung des schwarzen Tieres, das ich nach wie vor „Hund“ nannte, weil ich einen Namen zu persönlich fand. Im Hundesalon war ich gezwungen gewesen, rasch einen Namen für ihn zu erfinden. Das hatte etwas Unwürdiges, wenn auch der Name für meine Begriffe zu dem Hund paßte. Um so persönlicher schien mir das Ganze, um so unwürdiger. Ich zog es vor, möglichst neutral zu bleiben. Ich wiederholte mich, die Tage wiederholten sich, es blieb heiß, nichts geschah.

Ich registrierte, wie andere Hundehalter sich mit einem Nicken neben mich stellten und mit mir gemeinsam ihren Hund und meinen Hund, unsere Hunde, zu betrachten wünschten. Wie diese über die Wiese rannten, sich balgten und miteinander spielten. Es war, als müßte sich eine ebensolche körperliche Vertraulichkeit auch zwischen uns Menschen einstellen. Ich sah auf den prächtigen Boxer oder den gepflegten

Collie, ich sah auf den schwarzen schlanken Hund, der tat, als gehöre er zu mir, der sich auf der Wiese wälzte, der wie ein Blitz vorüberzischte, ich schielte auf den fremden Oberarm, der sich dicht neben meinem hielt, und ich rückte unauffällig, mit einem verhaltenen Räuspern, ein Stück ab. Die Hundehalter sprachen mich an. Sie redeten auf mich ein, sie liebten mich nicht in Ruhe. Der Name des Hundes war wichtig, ich gab den Namen preis, wenn sie nach der Rasse fragten, zuckte ich die Schultern. Sie erwarteten, daß ich meinerseits die Fakten zu ihren Tieren erfragte, es lag mir nicht. Hundebesitzer spielen sich gern in den Vordergrund. (...)

Wir betraten das Naturschutzgebiet und schlichen geduckt durch den Gluthauch, ich ordentlich

auf dem Pfad, der Hund neben mir im hohen Gras. Bleiche Halme gerieten in Bewegung, schwankten von einer Seite zur anderen. Dann blieb wieder alles reglos. Die eigenartig hypnotische Stille auf diesem Gelände. In einiger Entfernung Verkehrslärm, den hörte man immer und von überall, aber hier war er wie unter einer Glasglocke, ausgesperrt.

Hier war nichts. Das Gefühl, dieser Leere eine andere Leere bieten zu müssen. Die Leere dieses Geländes in mich hineinnehmen. Plätze voll heißen Windes, die einen Sog ausübten, Unruhe erzeugten. Hitze, die mich einstampfte. Mich mit dieser Unruhe verschmolz. In der Ferne Betonwürfel. In der Nähe mächtiger Kräuter. Der Hund brach aus dem Gras hervor und trug einen Stein in Maul.

Er trabte auf mich zu und ließ den Stein vor meine Füße plumpsen. Ich wunderte mich, daß der Hund einen so beachtlichen Stein überhaupt hatte tragen können, daß er sich daran nicht die Zähne ausgebrochen hatte. Mir kam ein unangenehmer Geschmack in den Mund, wie wenn man auf Alufolie beißt. Der Hund umkreiste mich auffordernd, er schwänzelte geradezu bettelnd um mich herum. Bisher hatte er sich zu einem solchen Benehmen nicht herabgelassen, mir schoß die Schamesröte ins Gesicht, ich bückte mich und warf den Stein. Der Hund verschwand in der Wiese. Ich sah die schwüle Luft über den blühenden Gräsern flirren. Mir lief Schweiß in die Augen und ließ die Dinge noch verwaschener wirken, ließ sie gleißen. In Windeseile war der Hund zurück, präsentierte den Stein, umtänzelte meine Beine und machte Anstalten, mir seinen Fund in die Hand zu legen.

Ich hatte mich nicht dazu durchringen können, Spielzeug anzuschaffen. Oft genug kreuzten wir die Wege kleiner schluffiger Hunde, die auf ihrem Spaziergang ein albernes Bällchen vor sich her trugen, und ich marschierte in voller Überzeugung vorüber, daß ein eleganter schwarzer Laufhund so etwas nicht nötig hätte. Jetzt warf ich wieder und wieder den Stein. Der Hund blieb eifrig wie beim ersten Mal. Überall, in den Stauden, im Glanz auf den Blättern, im hohen Gras sah ich seine Augen, die auf mir ruhten, die jede meiner Bewegungen verfolgten. Sie musterten mich durchdringend, kritisch, wie mir schien.

Mir war der Hund ein einziges Rätsel geblieben. Manchmal beschlich mich der Eindruck, daß er alles von mir wußte, ich von ihm hingegen nichts. Er hatte sich unsere Runde sofort gemerkt, er war immer ein Stück voraus. Gut, so viel konnte man von einem Hund auch erwarten. Aber ihm gefiel nicht, daß ich langsamer war als er, daß ich nicht mit ihm rannte und ihm keine anspruchsvollen Aufgaben stellte. Er duldet das, er nahm mich in Kauf, aber er fand mich verbesserungsfähig. Er schien darauf zu harren, daß ich etwas begriff, von dem ich nicht wußte, was das sein sollte.

Der Stein fiel in Gestrüpp und Gras, mir schien, ich belebte die Landschaft durch diese Würfe, für einen Moment war sie keine Einöde mehr, sondern ein Versteck. Ich begann zu hoffen, daß sich diese Landschaft endlich offenbarte, daß sie sich plötzlich öffnete wie ein Türchen im Adventskalender. Eine Landschaft, ungesättigt wie auf Fotografien, zu abgegrenzt, zu unverbunden, eine Landschaft, die den Betrachter immer außer sich ließ. Karge Gegend, aus der einige Stengel ragten, wo der Raum angefüllt würde mit einem Flimmern der Luft, einer leichten Trübung. Für diese Trübung interessierte ich mich.

Scheintüren, Schwüle. Als befände sich hinter der sichtbaren Landschaft noch eine andere. Eine, die mit Wissen zu tun hat, die nicht gesehen, nur gewußt werden kann, wie man auch die Vergänglichkeit, die Zeit

nicht sieht, nur rekonstruiert aus Gedanken, aus Erinnerungen, weil sich etwas, was man kannte, verändert hat. Als befände sich hinter der sichtbaren diejenige Landschaft, um die es wirklich geht, auf die es eigentlich ankommt; ein Übermaß an Wissen, mit dem man nichts anfassen kann. Ich legte den Stein unauffällig ab. Die Landschaft verschlang ihn, wie sie auch mich verschlang, eine einzige Peripherie, die kein Zentrum duldet.

Ein junges Mädchen mit einem Chow-Chow kam uns entgegen. Der Chow-Chow, in dickem orangebraunem Pelz, ließ die blaue Zunge heraushängen und schleppte sich mühevoll voran, während dem Mädchen, schlank, langbeinig, blonder Pferdeschwanz, die Hitze offenbar nichts ausmachte. Die Hunde beschnupperten sich, ich stand dem Mädchen gegenüber und studierte ihr Mienenspiel. Das Mädchen war in den Anblick der Tiere vertieft, die sich zufrieden umkreisten.

Dann begannen sie, sich zu jagen, der Chow-Chow mit halber Kraft, der schwarze Unbestimmte mit doppelter Kraft. Der Chow-Chow kehrte bald zurück und legte sich ins Gras. Der Schwarze tänzelte auffordernd um ihn herum, erfolglos. „Wie heißt denn Ihrer?“ fragte das Mädchen schließlich.

Ich hatte keine Lust zu antworten, drehte mich weg und streifte dem Hund das Mäntelchen ab.

„Doch ganz schön heiß geworden heute“, murmelte ich mit einem halb verlegenen, halb vorwurfsvollen Seitenblicke auf den erbärmlich hechelnden Chow-Chow.

Ohne Wollmantel stand der Hund verblüfft in der Sonne und sah sich nach allen Seiten um, als fehle im plötzlich ein Bein oder etwas anderes sehr Vertrautes, das ihm bisher noch nie abhanden gekommen war.

Er begann, leicht zu zittern, und schmiegte sich hilflos an mein Knie.

„Sie dürfen ihn nicht so verhätscheln“, sagte das Mädchen mild. „Er ist ja völlig verweichlicht.“

„Sie sollten Ihren nicht so quälen“, erwiderte ich schnippisch. „Wenn es so heiß bleibt, muß er geschoren werden.“ „Er gefällt mir dann nicht mehr“, sagte das Mädchen, immer noch mild, und ging sehr langsam, sich in den Hüften wiegend, weiter.

Ich trug den Mantel des Hundes über dem Arm. Dort, wo er meine Haut berührte, sammelte sich mein Schweiß. Knittrige Plastikplanen hingen zwischen den Büschen wie eine Wassererinnerung. Konfektpapier blinkte vielversprechend am Wegrand, ich bückte mich danach. Tief im Unterholz Glasscherben, die das Licht zurückwarfen und nichts preisgaben.

Es war eine sonderbare Wut, die mich vorantrieb. Ein heißer Zorn hatte sich aus mir herausgewälzt und in der gesamten Umgebung ausgebreitet. Er war jetzt richtungslos, es gab keinen Grund für ihn, kein Ziel. Die Arbeitslosigkeit war kein Grund, es ging mir gut damit, den Umständen entsprechend jedenfalls, ich litt keine Not. Der Hund war mir lästig, aber nicht so sehr, daß er Anlass zu solchem Zorn gegeben hätte.

Er sprang in hohen Bögen durch spitzig Vergilbtes, abgehackt, immer neu ansetzend. Unvermittelt der gleitende Schwung der Rückenlinie, die balancierende Rute. Eine zauberische Anmut verbreitete sich, wenn er mit der Schwerelosigkeit von Rehen seine unverzagten Sprünge unternahm, etwas glanzvoll Banales lief mit ihm mit wie ein unterlegter Werbefilm, der einer Landschaft, die reizlos war, Inbrunst verlieh. (...)

**Mir schien, wir gingen genau dann nach Hause,
wenn der Hund der Meinung war,
der richtige Zeitpunkt dafür sei gekommen.**

Ich rief den Hund. Ich rief ihn nicht, ich stand einfach auf, und er kam sofort. Er wußte, daß ich nach Hause gehen wollte, er wußte, was ich beabsichtigte, bevor es mir selbst klar war. Vielleicht erriet er es aus winzigen Bewegungen, die mir unbewußt blieben. Vielleicht las er meine Gedanken. Ich glaubte, daß er meine Gedanken las, denn er rannte aus einer Entfernung herbei, aus der er meine Bewegungen nicht hatte verfolgen können. Vielleicht nötigte er mich damit auch einfach, Absichten auszuführen, die gar nicht meine, sondern vielmehr seine waren. Mir schien, wir gingen genau dann nach Hause, wenn der Hund der Meinung war, der richtige Zeitpunkt dafür sei gekommen. Im Dunklen bewegten sich die Reflexe auf dem Hundemantel vage und fern. Ich machte kein Licht im Treppenhaus und betrachtete den huschenden Schimmer, der sich von Stufe zu Stufe bewegte. In der Wohnung streifte ich dem Hund den Mantel ab. Ich mußte dazu seine Hinterläufe anheben, es gefiel ihm nicht. Die Beine zuckten, wenn ich sie faßte, und als ich sie nacheinander wieder absetzte, schüttelte er sie, als hätte ich sie mit einer ekelhaften Flüssigkeit benetzt.

Das Fell war nachgewachsen, aber nicht viel. Es konnte sein, daß es sich kräuseln würde, in einiger Zeit, noch war es zu kurz. Die Haare fein, seidig. Sie knisterten elektrisch, als ich über sie strich. Der Hund blickte sich erschrocken um, ob wegen des Knisterns, ob wegen meiner Hand, blieb ungewiß. Beides war mir merkwürdig peinlich. Ich streichelte den Hund weiter, um ihn zu überzeugen, daß alles in Ordnung war, auch aus Trotz. Der Hund stand reglos und blickte jetzt nach vorn, aber er beobachtete mich scharf. Er strahlte ein umfassendes Mißtrauen aus, und es war selbstverständlich möglich, daß ich zu grob streichelte oder zu zaghaft, nicht ernst zu nehmen. Meine Befangenheit wuchs, je länger der Hund steif auf der Stelle verharrte. Er traute mir nicht, weil ich mich mit Hunden nicht auskannte und sicherlich falsche Bewegungen machte, mißverständliche Signale gab. Aber vielleicht traute er mir auch deshalb nicht, weil er mir nicht trauen konnte. Er wusste zuviel über mich. Er wußte mehr, als ich zugegeben hätte. Angesichts des vorsichtigen Hundes wurde ich mir selbst unheimlich.



Susanne Kamps: „Hugo“, 2006, Original Öl auf Leinwand, 50 x 60 cm, handsigniert, 1.750 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de

Klaus Klinger: „Pisser“ 2007/2011, Skulptur
(mit Fuß) aus Holz und Acryl, ca. 45 cm hoch,
2-seitig bemalt, datiert, handsigniert, 1.400 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de



Traktat über den Hund

Von Kurt Tucholsky, 1927

a) Das Tier
Der Hund ist ein von Flöhen bewohnter Organismus, der bellt (Leibniz). Dieser Definition wäre einiges hinzuzufügen. Im Hund hat sich der bäuerliche Eigentumstrieb des Menschen selbstständig gemacht; der Hund ist ein monomaner Kapitalist. Er bewacht das Eigentum, das er nicht verwerten kann, um des Eigentums willen und behandelt das seines Herrn, als gebe es daneben nichts auf der Welt. Er ist auch treu um der Treue willen, ohne viel zu fragen, wem er eigentlich die Treue hält: eine Eigenschaft, die in manchen Ländern hoch geschätzt wird. Sie ist für den Betreuten recht bequem. Einem Hund, der etwas bewacht, zuzusehen, kommt dem Erlebnis gleich, einen Urmenschen zu beobachten. Er ist stets unsicher, unruhig und macht sich mit Lärm Mut – er greift an, weil ihn seine Angst nach vorn treibt. Der Hund ist ein anachronistisches Wesen. Der Hund lebt ständig im Dreißigjährigen Krieg. In jedem Briefträger wittert er den fahrenden Landsknecht, im Milchmann die schwedische Vorhut, im Freund, der uns besucht, den Gottseibeius. Er bewacht nicht nur den Hof seines Herrn, sondern auch den Weg, der daran vorbeiführt, und versteht niemals, daß die Leute, die dort gehen, neutral sind – diesen Begriff kennt er nicht. Seine Welt zerfällt in Freunde (seines Futternapfes) und in gefährliche Feinde. Undressierte Hunde leben noch im Urzustand der Erde. Der Hund bellt immer. Er bellt, wenn jemand kommt, sowie auch, wenn jemand geht – er bellt zwischendurch, und wenn er keinen Anlaß hat, erbellt er sich einen. Er hört auch so bald nicht wieder auf, ja, es scheint, als besäßen

die Hunde eine Bellblase, die man nur anzustechen braucht, damit sie sich entleere. Ein besserer Hund bellt seine vier, fünf Stunden täglich. (Weltrekord: Hund Peschke aus Königswusterhausen; bellt am 4. Oktober 1927 zweiundfünfzigtausendvierhundertachundsiebzigmal in sechzehn Stunden. Als das vorbei war, sprach sein Herr: „Ich weiß gar nicht, was der Hund hat – er ist so still?“) Wenn ein Hund sehr lange bellt, hört es sich an, als übergebe sich einer. Ein Hund bellt, wenn er mit den Sinnen etwas wahrgenommen hat; daraufhin, weil ihn sein Bellen erschreckt und aufregt, und des weiteren, weil sich das wahrgenommene Objekt um ihn kümmert, nicht um ihn kümmert oder davonläuft. Dieses Geschrei wird von vielen Leuten als Wachsamkeit ausgelegt; schon der französische Kynologe Hispa sagt: „Der Hund ist ein wachsames Tier, das mit seinem Gebell den Herrn nachts aufweckt, damit der aufsteht und ruft: ‚Halt die Schnauze!‘“ Da Hunde immer bellen, so dient ihr Gebrüll lediglich dazu, daß sich die Einbrecher vor ihrem Geschäft Gift besorgen und es dem Hundchen streuen. Niemanden haßt der Hund so wie den Wolf; er erinnert ihn an seinen Verrat, sich dem Menschen verkauft zu haben – daher er dem Wolf seine Freiheit neidet, ihn hassend fürchtet und sich durch doppelten Verrat beim Menschen lieb Hund zu machen sucht. Hunde blaffen mit Vorliebe schlecht gekleidete Menschen an, wie sie überhaupt die mindern Eigenschaften des Besitzers personifizieren. Nachts, wenn kein Fremder da ist, machen sie eine alte Familienfehde mit dem Mond aus. Der Mond, den das nächtliche Gebell auf der Erde stört, kehrt ihr darum seit Jahr und Tag sein blankes Hinterteil zu. Wir kommen nunmehr zu dem Tierhalter.

b) Der Tierhalter

Hundebesitzer sind die rücksichtslosesten Menschen auf der Welt. Hier soll nicht einmal von jenen gesprochen werden, die ihrem Mistbatzen das Fressen aus Restaurationsschüsseln reichen; der Hund, frisch aus dem Popo einer Hundedame entronnen, steckt seine feuchte Nase in deinen Teller ... Aber auch sonst können Hundebesitzer zum Beispiel nicht begreifen, daß der Lärm, den ihr Liebling macht, andern Leuten nicht angenehm ist. Kein grünes Rasenstück, das er nicht verbellt.

Die Ausdehnung einer Lärmglocke, die ein bellender Hund seinen Nachbarn über den Kopf stülpt, beträgt etwa achtzehnhundert Kubikfuß; auf diese Entfernung hin hat alles an den Entzückungen, Anfällen und Aufregungen eines mittleren Hundes teilzunehmen.

Es ist also unsre Pflicht, uns mit ihm zu erheben, sein Vormittagsgeschrei sowie sein Nachmittagsgebell mit ihm zu teilen, und nachts zu lauschen, wie er, wenn Nachtigallen fehlen, das Mondgesäß beschimpft. Auf diese Weise sind Villen-Vororte großer Städte fast unbewohnbar geworden, weil sich jeder gegen jeden mit einer Bellmaschine gesichert hat, die angeblich gegen Einbrecher gut ist. Es muß danach angenommen werden, daß in Vororten niemals mehr eingebrochen werden kann. Wird aber.

Ich habe mich schon so an das Gebell gewöhnt, daß ich es hier, am Kap der Roten Grütze, sehr entbehre. Kunstschriftsteller Hasenclever hat sich jedoch erboten, jeden Morgen zum Frühstück zu kommen und ein Stündchen zu bellen.

Es ist nunmehr die Stelle des Aufsatzes gekommen, wo der Hundebesitzer seinem Flohtier über die Nase streicht, mit der jener die kleinen Hundewürstchen und den Urin der Verwandten aufrieht, und spricht: „Was schreiben sie denn da alles von dir! Jaa! Nicht wahr, du bellst nicht? - nein!“ Und zu mir, fortfahrend: „Sie sind aber nerfeehs!“

Hätte einer im Zeitalter Ludwigs des Quecksilbernen bemerkt: „Nun wollen wir uns einmal alle jeden Morgen die Füße waschen!“ - so hätte er sich mit einem hohen katholischen Heiligen entschuldigen müssen, sonst hätten sie ihn verbrannt. Hätte er für frische Luft plädiert, für Hygiene der Säuglinge - er wäre genauso ausgelacht worden wie einer, der heute für Stille plädiert. Was Stille bedeutet, wissen sie noch nicht.

„Ich höre das gar nicht!“ sagen sie. Es ist nicht wahr; sie hören es doch. Davon wissen ihre Untergebenen zu sagen, die Lärm, Geratter, Wagenstöße, Klavierspiel und Hundegebell ausbaden müssen. „Was der Alte nur hat?“ sagen sie dann. Es ist der Lärm. Seine schlechte Laune ist der Lärm, der aus ihm herausbrodelt und der wieder ans Licht will; er hat ihn von den Ohren her nach innen gesogen; es hilft ihm aber nichts, er kommt wieder hochgegurgelt. Um es „nicht zu hören“, verbrauchen sie so viel unnötig vertane Kraft, die man besser anwenden könnte. Der Beweis dafür ist die Steigerung aller Lebenskräfte, wenn es einem gelingt, in das Reich der unebrochenen Stille einzudringen; in den Bergen, im Luftballon über dem Meer, auf dem Segelboot, am windstillen Tag im Wald. Da lassen die Nervenstränge nach, da entspannt sich der Wille, da ruht der Mensch. In der vollkommenen Stille auf den Intellekt gibt es nur ein einziges Gegenargument: das sind die Regierungsgebäude, die gewöhnlich in stillen Parks liegen.

Menschen, die sich lebende Hunde in Mietwohnungen halten, sollten mitsamt ihrem Köter aus der Wohnung gejagt werden.

Menschen, die einen Hund anbinden oder einsperren, verdienen, ihrerseits angebunden zu den werden. Es ist das äußerste an Quälerei, ein jagendes, laufendes und unruhiges Tier zu fesseln und in seiner Freiheit zu beschränken. Diese Leute haben gar keinen Hund - sie haben nur ein Stückchen Hund; der Rest ist unterdrückt und rächt sich mit flammendem Gebell.

Ich habe noch nie gesehen, daß Hundebesitzer mit Erfolg ihren Hunden, wenn sie unnütz kläffen, zu schweigen befehlen. Weil jene stumpfhirnig sind, hören sie das Gebelfer nicht und bürden nun andern die Plage auf.

Dafür haben Hundebesitzer den Tick, als „bessere Menschen“ durchs Leben zu gehen. Sie haben erfunden, daß es ein Zeichen von Seele sei, Hunde zu lieben, ihren schmutzigen Geruch zu ertragen, ihr lästiges Geschrei mit anzuhören. Ihre Persönlichkeit kriecht in den Hund, wo sie den Kampf ums Dasein noch einmal mitkämpfen: „Mein Hund läuft aber schneller als Ihrer!“ Das ist ein großer Sieg.

Etwas gegen den Hund zu sagen, heißt für viele, am Heiligsten rühren, wo der Mensch hat. Die Hundennarren sind häufig ganz erbarmungslose Menschen; Leute, die einen Kommunisten vor ihrer Tür verbluten ließen, nicht eine Mark für entlassene Gefangene geben, überhaupt nichts Gutes tun - ihren Hund lieben sie mit jener stummen Aggressivität, die das beste Zeichen eines hohlen Affekts ist. Der Hund ist ihnen nicht nur Schutz, sondern auch Selbstbetätigung.

Nie legt ein Hundebesitzer in das Tun der Menschen a priori so viel Gutes wie in den Blick seines Hundes. Wenn ihn der ansieht, zerschmilzt er vor Lyrik. Ein Bettler wird ihn vergebens so ansehen. Der sentimentalitätstriefende Blick jenes aber heischt mit Erfolg verschmiertes Mitleid.

So ist der treue Hund so recht ein Ausdruck für die menschliche Seele. Allerseits geschätzt; nur selten in der Jugend ersäuft; gehalten, weil sich der Nachbar einen hält, von feineren Herrschaften auch als Schimpfwort benutzt - so bellt er sich durchs Leben. Und ich will nicht länger murren, wenn es kaum noch einen Fleck gibt, den er nicht verunreinigt: mit Unrat, nassem Geruch und mit nimmer endendem Lärm. Seiner Gnade ist unsre Ruhe ausgeliefert.

Eine fortgeschrittene Zivilisation wird ihn als barbarisch abschaffen.

Hundenarren sind häufig ganz erbarmungslose Menschen; Leute, die einen Kommunisten vor ihrer Tür verbluten ließen, nicht eine Mark für entlassene Gefangene geben, überhaupt nichts Gutes tun.

Die Treue und der Tod

Von Konrad Lorenz, 1950

Als Gott die Welt erschuf, muß er wohl unerforschliche Gründe gehabt haben, dem Hunde eine etwa fünfmal kürzere Lebensdauer zuzumessen als seinem Herrn. Es gibt im menschlichen Leben genug des Leides, wenn wir von einem geliebten Menschen Abschied nehmen müssen und die Zeit dafür herankommen sehen, unabwendbar durch die Tatsache vorherbestimmt, daß jener ein paar Jahrzehnte früher geboren wurde als wir selbst. Da könnte man sich wirklich fragen, ob es klug gehandelt sei, unser Herz an ein Wesen zu hängen, bei dem schon Altersschwäche und Tod eintreten müssen, ehe ein am gleichen Tage wie dieses Wesen geborener Mensch auch nur seiner eigentlichen Kindheit entwachsen ist. Es ist eine traurige Mahnung an die rasche Vergänglichkeit des Lebens, wenn der Hund, den man vor wenigen Jahren – es will scheinen, als seien es nur Monate – als tolpatschiges und rührendes Junges gekannt hat, nun schon Zeichen des Alterns zu zeigen beginnt, und wenn man weiß, daß sein Tod in zwei, höchstens drei Jahren zu erwarten ist. Ich gestehe, daß das Altern eines geliebten Hundes stets einen Schatten auf meine Stimmung geworfen hat, daß es unter den dunklen Wolken der Sorge, die jedes Menschen Blick in die Zukunft verdüstern, eine erhebliche Rolle gespielt hat. Dazu kommen noch die schweren Seelenkämpfe, die jeder Herr durchzustehen hat, wenn sein Hund schließlich an einer unheilbaren Alterskrankheit dahinsieht und sich die finstere Frage erhebt, ob und wann man ihm die letzte Wohltat eines schmerzlosen Narkosetodes zuteil werden lassen soll. Ich danke dem Schicksal, daß es mir diesen Kampf bisher merkwürdigerweise erspart hat: mit Ausnahme eines einzigen Hundes sind alle in höherem Alter eines plötzlichen und schmerzlosen Todes gestorben. Damit aber ist nicht zu rechnen, weshalb ich es empfindsamen Menschen nicht ganz verübeln kann, wenn sie angesichts des unvermeidbaren schmerzlichen Abschieds von der Anschaffung eines Hundes nichts wissen wollen.

Eigentlich aber verübele ich es ihnen doch. Denn es ist im menschlichen Leben einfach unabänderlich, daß alle Freude mit Leid bezahlt werden muß, und im Grunde betrachte ich jeden als einen erbärmlichen Knicker, der sich die wenigen erlaubten und ethisch einwandfreien Freuden des Menschenlebens verkneift, aus Angst, die Rechnung bezahlen zu müssen, die ihm das Schicksal früher oder später präsentiert. Wer mit der Münze des Leidens geizen will, der ziehe sich in eine altjüngferliche Dachkammer zurück und vertrockne dort allmählich als ein unfruchtbares Knollengewächs, das keine Blüten treibt.

Gewiß, das Sterben eines treuen Hundes, der einen anderthalb Jahrzehnte lang durch das Leben begleitet hat, bringt schweres Leid, fast so schwer wie der Tod eines geliebten Menschen. In einem sehr wesentlichen Punkte aber ist jenes doch leichter zu ertragen als dieses: der Platz, den der menschliche Freund in deinem Leben ausfüllt, bleibt leer für immer; der deines Hundes jedoch kann wieder ausgefüllt werden. Hunde sind zwar Individualitäten, Persönlichkeiten im wahrsten Sinne des Wortes, und ich bin der Letzte, der dies leugnen möchte. (...)

Hunde sind in den tiefen, instinktmäßigen Belangen, die ihr Verhältnis zum Herrn bestimmen, einander doch sehr ähnlich; nimmt man gleich nach dem Tode seines Hundes ein Hundekind gleicher Rasse, so wird man in den meisten Fällen finden, daß es genau in jene Räume unseres Herzens und unseres Lebens hineinwächst, in denen das Scheiden des alten Freundes eine traurige Leere hinterlassen hat.

Dieser Trost kann unter Umständen so schnell und vollkommen sein, daß man etwas wie Scham über die Treulosigkeit gegenüber dem alten Hunde empfindet. Auch hier wiederum ist der Hund treuer als der Mensch, denn wäre der Herr gestorben, sein Hund hätte im Laufe eines halben Jahres gewiss keinen Ersatz gefunden, der ihn tröstete. Vielleicht kommen diese Erwägungen manchem, der moralische Verpflichtungen einem Tier gegenüber nicht anerkennen will, sentimental und geradezu lächerlich vor. (...)



Mavi Garcia: „Dirk K., Benny B., Claudia R. - Triptychon“ 2004,
3 sw-Portraits (C-Prints) in Plexirahmen, je 7 x 5 cm, verso handsigniert
(3 x), zusammen 900 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de

Birgitta Thaysen, aus der Serie
inner ocean. Titel: Dido Nr. 101
Größe: 46x 57cm, sw Fineart Print
Diasc, 1.980 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de



Der große und der kleine Hund

Oder: Alard und Packan

Von Matthias Claudius, 1778

Ein kleiner Hund, der lange nichts gerochen
Und Hunger hatte, traf es nun
Und fand sich einen schönen Knochen
Und nagte herzlich dran, wie Hunde denn wohl tun.

Ein großer nahm sein wahr von fern:
„Der muß da was zum Besten haben,
Ich fresse auch dergleichen gern;
Will doch des Wegs einmal hintraben.“

Alard, der ihn des Weges kommen sah,
Fand es nicht ratsam, daß er weilte;
Und lief betrübt davon, und heulte,
Und seinen Knochen ließ er da.

Und Packan kam in vollem Lauf
Und fraß den ganzen Knochen auf.

Ende der Fabel

„Und die Moral?“ Wer hat davon gesprochen? -
Gar keine! Leser, bist du toll?
Denn welcher arme Mann nagt wohl an einem Knochen,
Und welcher reiche nähm' ihn wohl?

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein

Von den Gebrüdern Jacob und Wilhelm Grimm, 1812

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, wenn er hereinkommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.“ Die Geißlein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.“ Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg. Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war. „Wir machen nicht auf,“ riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rau; du bist der Wolf.“ Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß wie du: du bist der Wolf.“ Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber.“ Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller dachte: „Der Wolf will einen betrügen,“ und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht tust, so fresse ich dich.“ Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen. Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haushüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heim gekommen und hat jedem von Euch etwas aus dem Walde mitgebracht.“ Die Geißerchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen daß du unser liebes Mütterchen bist.“ Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen daß sie weiß war, so glaubten sie es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschrakten und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschsüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: Eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen

auf der grünen Wiese unter einen Baum und fieng an einzuschlafen. Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haushüre stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschsüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgend waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten. Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken wie sie über ihre armen Kinder geweint hat. Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Und als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, und sah daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach Gott“, dachte sie, sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinunter gewürgt hat, noch am Leben sein?“ Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Scheere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und, kaum hatte sie einen Schnitt getan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nacheinander alle sechse heraus, und waren noch alle am Leben, und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinunter geschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter, und hüpfen wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, so lange es noch im Schlafe liegt.“ Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel sie hinein bringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte. Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfang zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er: „Was rumpelt und pumpelt in meinem Bauch herum? Ich meinte es wär'n sechs Geißlein, so sind's lauter Wackerstein.“ Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbei gelaufen, riefen laut „Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!“ und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.



Daniel Richter: „Hund im Fluss“,
Serigraphie 75 x 57 cm, numme-
riert, datiert, handsigniert, inkl.
Rahmung 1.400 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de



Thomas Struth: „Bruno H.“ 2005, aus „Obdachlose fotografieren Passanten“, 71 Fotos von Obdachlosen fotografiert, 7 Fotos von Thomas Struth, 22 x 33 cm, verso betitelt, nummeriert (Auflage 3), datiert und handsigniert. Alle 78 Fotos inkl. Rahmung: 26.000 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de

Momentaufnahmen eines Hundes

Von James Thurber, 1935

Neulich, als ich in alten Sachen kramte, fiel mir ein verblaßtes Foto von ihm in die Hände. Er ist jetzt 25 Jahre tot. Er hieß Rex - meine beiden Brüder und ich hatten ihn so getauft, als wir zwischen 10 und 15 waren – und war ein Bullterrier. „Ein amerikanischer Bullterrier“, sagten wir immer sehr stolz; „keine von euern englischen Bulldoggen da“. Über dem einen Auge hatte er einen braunen Fleck, wodurch er einen manchmal an einen Politiker mit Melone und Zigarre erinnerte. Im übrigen war er weiß, mit Ausnahme eines braunen Strumpfs am Hinterlauf. Trotzdem hatte er etwas Edles; er war groß; muskulös und prachtvoll gebaut. Niemals verlor er seine Würde, selbst dann nicht, wenn er die

ausgefallensten Aufgaben zu lösen versuchte, die meine Brüder und ich ihm zu stellen pflegten. Eine davon bestand darin, eine drei Meter lange Holzstange durch das hintere Tor in den Hof zu bringen. Wir warfen sie auf den Gartenweg draußen und sagten ihm, er solle sie holen. Rex war stark wie ein Ringkämpfer, und es gab nicht vieles, was er nicht irgendwie mit seinen gewaltigen Kiefern zu packen, aufzunehmen und dahin zu schleppen versuchte, wo er oder wir es gerade hin haben wollten. Dann schnappte er die Stange so, daß er sie im Gleichgewicht hatte, nahm sie glatt vom Boden auf und trottete höchst zuversichtlich auf das Tor zu. Da es aber nur etwas über einen Meter Weite hatte, konnte er sie quer nicht durchkriegen. Nachdem er ein paar mal furchtbar dagegengeschlagen war, hatte er's heraus, daß es nicht ging, aber er gab nicht nach. Schließlich kam er dahinter, wie es zu machen wäre, nämlich indem er die Stange an einem Ende packte und sie dann so knurrend hineinschleppte. Diese Arbeit machte ihm viel Spaß und befriedigte ihn sehr. Wir wetteten immer mit anderen Jungens, die Rex noch nie bei der Arbeit gesehen hatten, dass er auch einen Baseball fangen könnte, den sie so hoch werfen könnten, wie sie wollten. Fast niemals hat er uns enttäuscht. Er konnte einen Baseball so bequem in der einen Backettasche seines Mauls halten, als wäre er ein Priem.

Rex war ein wilder Raufei, fing aber nie von selber an. Ich glaube nicht, daß er gern in Keilereien geriet (...); er ging anderen Hunden niemals an die Kehle, sondern kriegte sie beim Ohr (das war ein Denkkettel für sie), schnappte zu und hielt sie mit geschlossenen Augen fest. Manchmal stundenlang. Seine längste Rauferei hat eines Sonntags einmal vom Einbruch der Dunkelheit gedauert. Sie ist in der East-Main-Street in Columbus mit einer mächtigen bissigen Promenadenmischung ausgefochten worden, die einem Farbigen gehörte.

Als Rex endlich seinen Ohrgriff angewendet hatte, wurde aus dem kurzen Wirbel von Geknurre ein Angstgejaule. Es konnte einem beim Anhören und Zusehen Angst werden. Irgendwie schnappte sich der Neger dann mutig die beiden Hunde und fing an, sie sich um den Kopf zu wirbeln; schließlich ließ er sie wie beim Hammerwurf lossausen, aber obgleich sie drei Meter entfernt mit einem großen Plumps landeten, ließ Rex doch nicht locker. Die beiden sind dann in die Mitte der Fahrbahn geraten, und nach einiger Zeit haben zwei oder drei Straßenbahnen wegen des Kampfes halten müssen. Ein Wagenführer versuchte, Rexens Kiefer mit einem Stück Kabel aufzustemmen; jemand steckte ein Feuer an, setzte einen Stock in Brand und hielt Rex diesen an den Schwanz - aber er nahm davon keine Notiz. Schließlich waren alle Anwohner und Landinhaber der Nachbarschaft versammelt und empfahlen schreiend dies und jenes. Rexens Rauflust war, sobald die Keilerei einmal im Gange war, fast gelassen; er hatte dann so etwas wie einen freundlichen Ausdruck, keinen böartigen, und Augen, die man für schlafend hätte halten können, wenn nicht der Aufruhr des Kampfes gewesen wäre. Schließlich musste nach der Feuerwache in der Oak-Street geschickt werden - ich weiß nicht, warum niemand früher darauf kam. Fünf oder sechs Löschgeräte erschienen, gefolgt vom Oberbranddirektor. Ein Schlauch wurde angeschlossen und dann ein gewaltiger Wasserstrahl auf die Hunde gerichtet. Einige Augenblicke hielt Rex noch fest, während der Strudel ihn herumbeutelte wie einen Holzstamm im Wildwasser. Als er endlich losließ, war er 150 Meter von der Stelle entfernt, an der die Rauferei begonnen hatte. Die Geschichte dieser homerischen Schlacht machte die Runde durch die ganze Stadt, und einige unserer Verwandten sahen das Ereignis als einen Fleck auf der Familienehre an. Sie bestanden darauf, daß wir Rex abschaffen müßten, aber wir waren glücklich mit ihm, und niemand hätte uns dazu gebracht, ihn aufzugeben. Eher hätten wir mit ihm zusammen die Stadt verlassen, einerlei wohin. Vielleicht wäre es etwas anderes gewesen, wenn er jemals selbst zu raufen angefangen hätte oder auf Keilereien ausgewesen wäre. Aber er war liebenswürdig veranlagt. Niemals hat er in den zehn anstrengenden Jahren seines Daseins einen Menschen gebissen, nicht einmal angeknurrt, Strolche ausgenommen. Katzen brachte er allerdings um, aber schnell und sauber und ohne besondere Bosheit, so, wie Menschen manche Tiere töten. Es war das einzige, was wir ihm niemals abgewöhnen konnten. Er hat nie ein Eichhörnchen getötet oder auch nur gehetzt; warum, weiß ich nicht - in derlei Dingen hatte er seine eigene Philosophie. Hinter Wagen oder Autos lief er niemals belend her. Er schien nicht einzusehen, wozu man hinter etwas herrennen sollte, das man nicht fangen oder mit dem man dann doch nichts aufstellen konnte, selbst wenn man's fing. (...) Schwimmen war seine Lieblings-erholung. Als er zum erstenmal ein richtiges Gewässer, den Alumfluss sah, trottete er eine Weile nervös die steile Böschung entlang, verfiel in wildes Gebell und stürzte sich schließlich von einer Höhe von zweieinhalb Meter oder mehr hinein. Ich werde mich immer an diesen sauberen ersten Sprung erinnern. Dann schwamm er flußabwärts und wieder zurück, bloß so zum Spaß, ganz wie ein Mensch. Es war köstlich, ihn gegen die starke Strömung kämpfen zu sehen, wie er strampelnd und knurrend stoßweise vorankam. Er amüsierte sich im Wasser so gut wie irgendwer, den ich kenne. Einen Stock brauchte man ihm nicht erst hineinzuworfen, um ihn hineinzubekommen; wenn man einen warf, brachte er ihn natürlich zurück - er würde auch ein Klavier apportiert haben, wenn man es hineingeworfen hätte. (...)

Das erinnert mich an eine Nacht - lang nach zwölf, in der er im Mondschein herumstromerte und eine kleine Kommode mitbrachte, die er irgendwo gefunden hatte - wie weit vom Haus entfernt, hat man nie erfahren; da Rex sie brachte, konnte es gut eine halbe Meile weit weg gewesen sein. Als er sie schließlich dahatte, waren keine Schubladen drin, und viel taugte sie auch nicht; er hatte sie nicht aus irgendeinem Haus geholt - es war bloß ein ganz altes dürrftiges Stück, das jemand auf den Schutthaufen geworfen haben mußte.

Und doch war's etwas, das er haben wollte, vermutlich, weil es eine hübsche Transportaufgabe darstellte, die sein Können reizte. Wir erfuhren von dieser Leistung erst, als wir mitten in der Nacht hörten, wie er versuchte, die Kommode auf die Vorderveranda heraufzubekommen. Es klang, als machten sich drei oder vier Leute daran, das Haus einzureißen. Wir kamen herunter und knipsten die Vorplatzbeleuchtung an. Rex war auf der obersten Treppenstufe und strengte sich an, das Dings hochzuziehen - es hatte sich aber irgendwo verfangen, und er selbst konnte sich gerade noch oben halten. Vermutlich würde er sich bis zum Morgen gehalten haben, wenn wir ihm nicht geholfen hätten. Am

Rexens Rauflust war, sobald die Keilerei einmal im Gange war, fast gelassen; er hatte dann so etwas wie einen freundlichen Ausdruck, keinen böartigen.

Britta Strohschen: Staffel 2011, C-Print 80 x 60 cm, Auflage 3, verso nummeriert, datiert und handsigniert, 220 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de



nächsten Tag fuhren wir die fort. Hätten wir sie an irgend- den, dann würde er sie wieder einen kleinen Beweis seiner Dingen. Letzten Endes – man hölzerne Gegenstände he- stolz auf seine Bravour.

Froh bin ich, daß Rex nie- zeihund hat springen sehen. springer, aber der tollkühnste gesehen habe. Er nahm jeden 1,80 waren ihm ein leichtes, fen – indem er einen gewal- letzte Stück mit den Pfoten mit großem Kraftaufwand. Ende, ohne zu wissen, daß ern zu viel für ihn waren. Oft

Hause tragen müssen, wenn wir ihn wieder einmal einen solchen Versuch hatten machen lassen. Von selbst hätte er das Probieren nicht aufgegeben. In seiner Welt gab es nichts Unmögliches. Selbst der Tod konnte ihn nicht einfach niederschlagen. Er starb zwar, aber erst – wie einer seiner Bewunderer gesagt hatte -, nachdem er sich den Todesengel mehr als eine Stunde lang auf Armeslänge vom Leib gehalten hatte. An einem Spätnachmittag kam er nach Hause geschlichen, zu langsam und zu unsicher auf den Beinen, um noch der Rex sein zu können, der munter zehn Jahre lang unsern Gartenweg zum Hause heraufgetrottelt war. Ich glaube, als er durch das Tor kam, wußten wir alle gleich, daß er am Sterben war. Offenbar hatte jemand ihn furchtbar verprügelt, wahrscheinlich der Eigentümer eines Hundes, mit dem er ins Raufen gekommen war. Sein Kopf und der ganze Körper waren mit Wunden bedeckt; das schwere Halsband mit den Bißnarben vieler Kämpfe war zerrissen, und einige der Messingknöpfe waren vom Leder gesprungen. Er leckte uns die Hände, strachelte und fiel hin, stand aber wieder auf. Wir konnten sehen, daß er nach jemand suchte. Einer seiner drei Herren war nicht zu Haus – und blieb auch noch eine Stunde lang fort. Während dieser Stunde kämpfte der Bullterrier gegen den Tod, wie er gegen die kalte Strömung des Alumflusses und um die drei Meter hohe Mauer gekämpft hatte. Als der Erwartete dann wirklich pfeifend durchs Tor eintrat und dann aufhörte zu pfeifen, tat Rex ein paar schwankende Schritte auf ihn zu, berührte seine Hand mit der Schnauze und fiel um. Diesmal stand er nicht mehr auf.

Kommode weg und warfen sie einem Weg in der Nähe abgela- nach Hause gebracht haben als Rechtschaffenheit in derartigen hatte ihn ja gelehrt, schwere rumzuschleppen, und er war

mals einen abgerichteten Poli- Er selbst war nur Amateur- und hartnäckigste, den ich je Zaun, den wir ihm zeigten. und er konnte auch 2,50 schaf- tigen Satz machte und sich das hinüberstemmte, stöhnend und Aber er hat gelebt bis an sein drei bis vier Meter hohe Mau- haben wir ihn gewaltsam nach

Das Team für Lebensqualität

Pflege- und Beratungs-
Team
Ralf Hansen



Bundesweit erster Qualitätsgeprüfter und zertifizierter ambulanter Pflegedienst nach:

3 CERT
ZERTIFIZIERT
nach MAASSON

- Krankenpflege
- Nachtpflege
- Kostenl. Beratungen

Telefon.: 0211 - 600 5200
Gumbertstr. 91 - 40229 Düsseldorf

MICHAEL ROTH
Rechtsanwalt

Fachanwalt für Arbeitsrecht
Fachanwalt für Sozialrecht

Kühlwetter Str. 49 Tel.: 0211/62 60 44
40239 Düsseldorf Fax: 0211/62 60 47

eMail: RA-M.Roth@t-online.de

BIELEFELD

Solaranlagen Elektrotechnik

Eschenweg 24 40468 Düsseldorf
Tel. 0211/6801512 Fax 0211/6985973

Sie haben Bücher zu viel?

Wir kaufen jederzeit antiquarische Bücher aus den Bereichen

Kunst und Fotografie,
Literatur und bibliophile Drucke,
Geistes- und Sozialwissenschaften,
Naturwissenschaften und Technik,
Geografie und Reiseliteratur.

Besuche nach Vereinbarung

Antiquariat Lenzen GbR
Michael Lenzen M.A. und Stefan Lenzen

Gladbacher Straße 74 Tel: 0211-15796935
40219 Düsseldorf Fax: 0211-15796936
www.antiquariat-lenzen.de info@antiquariat-lenzen.de



BESTATTUNGEN
Scheuivens

Unsere Beratungsbüros finden Sie in:

- Benrath: Paulistraße 20
- Bilk: Witzelstraße 16
- Eller: Gumbertstraße 141
- Flingern: Bruchstraße 49
- Gerresheim: Benderstraße 28
- Vennhausen: Gubener Straße 1

Hausbesuche sind im gesamten Stadtgebiet kostenlos!

Wir nehmen keine Wochenend- oder Nachtaufschläge!

Ein Anruf unter 21 10 14 erspart Ihnen alle Wege.

Postanschrift: Gumbertstraße 141 • 40229 Düsseldorf

INVESTITIONEN MIT GROSSER WIRKUNG

- ◆ HEIZUNG
- ◆ LÜFTUNG
- ◆ KLIMA
- ◆ SANITÄR



www.wtk-waermetechnik.de

Obergath 126 · 47805 Krefeld · Tel. 02151 31950

TausendundeinBuch

Die etwas andere Buchhandlung

Kommen Sie zum Schmökern.

Lassen Sie sich beraten.

Wir finden für Sie das passende Buch.



TausendundeinBuch, Inh. Petra Lorberg
Duisburg-Neudorf, Ostraße 125, Tel. 0203. 356675

www.kunstbedarf.net

Keilrahmen, Öl-, Aquarell- und Acrylfarben,
Kreiden + Kohle, Papier + Blöcke, Malmittel,
Stifte, Modellierpasten/-gele, Kalligraphie,
Spachtelmasse, Pinsel, Malstifte u.v.m.

Robert Pufleb: „Hybrid Dog“ 2010,
Digigraphie; 14,6 x 12 cm, gerahmt,
Auflage 5 + 2 a.p., 250 Euro.
www.fiftyfifty-galerie.de



Der Hund

Von Ferdinand Ernst
Albert Avenarius, 1916

Wir knieten um dich, alle im Rund,
Und keiner dachte: da stirbt nur ein Hund –
Du stolzes Tier, du lieber Gesell,
Noch einmal war dein Auge hell,
Jetzt strecktest du dich, ganz vornehm und groß,
Dann sank dein Kopf in meinen Schoß.

Und wie ich dir leise die Haare strich,
Als junges Geschöpf wieder sah ich dich:
Als tollenden, übermütigen Tropf,
Im Maul einen großen Blumentopf.
Sah, wie ich dich ins Haus gebracht,
Und wie sie über dich gelacht.

Deine dummen Streiche schwebten vor mir,
Und wie du lerntest, du kluges Tier,
Sah wachsend deine sprungfrohen Sehnen
Zu edelschlanken Gliedern sich dehnen.
Und sah dich, wie du, Schritt um Schritt,
Wohin wir gingen, gingest mit,
Fidel mit unserm frohen Mut
Und tierlich und tröstend, ging's nicht gut.

Dann, wie du einst schlimm erkranktest, Hund,
Und wie wir uns sorgten: wirst du gesund? –
Ja, damals ward uns allmählich klar,
Was langsam aus dir geworden war ...

Was war es doch? Du bliebst ja Tier,
Und doch mit einem verkehrten wir,
Der sah aus deinen Augen her,
Steckte im Tiere und war doch mehr –
Als träumte da noch irgendwer drin,
Kam nur nicht aufwärts zum wachen Sinn,
Ein Rechter und Guter, der wollt' empor,
Doch wie ein Druck lag ihm was vor:

Ein Fühlen blieb er, dunkel, doch heiß,
„Kannst du mich erlösen?“ fragt' er leis
Und war doch zufrieden und gab sich zur Ruh –
Und der tief drinnen, der warst erst du!

Warst halt als nächster zu mir gesellt
All der andern in Wald und Feld,
All des stumm Brüderlichen umher
In Wies und Busch und Luft und Meer –
Der großen Seele, die alles trägt,
In dir schlug und in uns noch schlägt ...

Nun neben der Türe zu unserm Haus
Heben wir dir dein Lager aus.
Schlafe da ruhig! Ein junger Fant
Nimmt dir die Wacht ab. Doch kommt über Land
Mal recht was Böses und will herein:
Ich weiß, wirst du am Platze sein.

Die Autoren

Alfred E. Brehm war ein naturwissenschaftlicher Forscher des 19. Jahrhunderts (1829-1884). Sein zoologisches Nachschlagewerk „Illustriertes Tierleben“, auch bekannt unter „Brehms Tierleben“, aus den Jahren 1864-1869 war ein voller Erfolg und wurde in Auszügen noch 2006 von Roger Willemsen herausgegeben.

Brehms Tierleben von A. Brehm, 6 Bände, Bibliografisches Institut Hildburghausen, 1864 - 1869

Ernst Jandl wird 1925 in Wien geboren und wächst unter der besonderen Obhut der Mutter dort auf. Nach dem Tod dieser 1940 beginnt er zu schreiben, um sich ihr so näher zu fühlen. Besonders in den 1970er/1980er Jahren wird Jandl mit Literaturpreisen nahezu überschüttet. Für sein Werk „Idyllen“ erhielt auch er den Peter-Huchel-Preis (1990). Ernst Jandl starb 2000.

Ernst Jandl: *ottos mops*, illustrierte Ausgabe, Beltz & Gelberg, Weinheim 2001

Homer gilt als der Verfasser der „Illias“ und der „Odyssee“ und somit als erster Dichter des Abendlandes. Er soll im 8. Jahrhundert vor Christus im ionischen Kleinasien gelebt haben. Seine Existenz ist bis heute jedoch umstritten. Nichtsdestotrotz beeinflusste Homer sowohl die Geschichtsschreibung als auch die Philosophie und gilt als zentrale Figur für die Weltliteratur.

Homer: Argos, Reclam Universalbibliothek Stuttgart 1979

Theodor Fontane wird 1819 als Sohn eines Apothekers geboren. Bereits mit 20 Jahren veröffentlicht er seine erste Novelle „Geschwisterliebe“. Durch Werke wie „Effi Briest“, „L'Adultera“ und „Irrungen, Wirrungen“ wird er zu einem der wichtigsten deutschen Vertreter des europäischen Realismus.

Theodor Fontane, Effi Briest, Reclam Universalbibliothek, Stuttgart 1969

Thomas Mann wird 1875 als Sohn einer Kaufmannsfamilie geboren. 1920 erhält er den Literaturnobelpreis, jedoch ausschließlich für seinen Roman „Buddenbrooks“ (1901). Seitdem zählt er zum Kanon der Weltliteratur. Bekannte Werke sind unter vielen „Doktor Faustus“ (1947), „Der Zauberberg“ (1924) und die Tetralogie „Joseph und seine Brüder“ (1933-1943).

Thomas Mann: *Sämtliche Erzählungen*, Band 2, S. Fischer-Verlag, 7. Auflage, 2000

„Es ist Unsinn, sagt die Vernunft. Es ist, was es ist sagt die Liebe...“ – diesen Gedichtsanfang kennt wohl jeder von uns. **Erich Fried**, der Verfasser dieser Zeilen, wird 1921 in Wien geboren. Doch nicht nur durch erliche lyrische Werke macht er sich einen Namen, er übersetzt auch fast den kompletten Shakespeare. Er flüchtet 1938 nach London, wo er nach seinem Tod 1988 beerdigt wird. Zu seinen bekanntesten Werken zählt u.a. sein einziger Roman „Ein Soldat und ein Mädchen“ von 1960.

Erich Fried: *Es ist was es ist*, aus „Liebesgedichte, Angstgedichte, Zorngedichte“, Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1996

Fjodor M. Dostojewski (1821-1881) war im Straflager und Zuchthaus, er war zum Tode verurteilt und wurde scheinbingerichtet. Sein Leben schlägt sich auch in seinen Werken wie „Verbrechen und Strafe“, „Die Brüder Karamasow“, „Der Idiot“ und „Böse Geister“ nieder und sind aus der Weltliteratur nicht mehr wegzudenken.

Fjodor M. Dostojewski: *Aufzeichnungen aus einem toten Haus*, Deutscher Taschenbuch Verlag 1988

Francis Jammes war ein französischer Dichter. 1868 in Tournay geboren, gelingt dem jungen Lyriker mit seiner bekanntesten Sammlung „De l'Angelus de l'aube à l'Angelus du soir“ bereits mit 29 Jahren der Durchbruch und ermöglicht es ihm von seiner Dichterkunst zu leben.

Francis Jammes: *Mein niedrer Freund*, Verlag Wolff Leipzig, 1913

Marion Poschmann, 1969 in Essen geboren, zählt zu den bekanntesten zeitgenössischen deutschen Autorinnen. Sie studierte Germanistik in Bonn und Berlin, wo sie heute als freie Schriftstellerin lebt. Poschmann erhält u.a. den Wolfgang-Weyrauch-Förderpreis (2003) und wurde für ihr Lyrikwerk „Geisterseher“ in diesem Jahr mit dem Peter-Huchel-Preis ausgezeichnet. Bekannte Romane sind u.a. „Baden bei Gewitter“ (2004) und „Schwarzweißroman“ (2005).

Marion Poschmann: *Hundenovelle*, Frankfurter Verlagsanstalt 2008. Die Texte in diesem Heft stehen im Buch auf den Seiten 12/13, 43/44, 52 - 57, 79/80.

Kurt Tucholsky wird 1890 in Berlin geboren. Er schreibt unter Pseudonymen wie Kaspar Hauser und Peter Panter und gilt durch die Herausgabe der Wochenzeitschrift „Die Weltbühne“ als wichtiger Literaturkritiker. 1935 stirbt er durch eine Überdosis Schlaftabletten. Ob es sich dabei um Selbsttötung handelt, ist umstritten.

Kurt Tucholsky: *Traktat über den Hund*, aus: „Ausgewählte Werke“, Rowohlt Verlag Reinbek 1965

Konrad Lorenz, 1903 in Wien geboren, studiert zunächst Medizin in New York und später in Wien. Sein Leben gilt der Verhaltensforschung und so erhält er 1973 gemeinsam mit Karl von Frisch und Nikolaas Tinbergen den „Nobelpreis für Physiologie oder Medizin“.

Konrad Lorenz: *Die Treue und der Tod*, Deutscher Taschenbuch Verlag München, 1993

Matthias Claudius wird 1740 als Pfarrerssohn in Reinfeld geboren. Nach dem Studium der Theologie und Rechtswissenschaft, gibt er von 1771-1775 den „Wansbecker Boten“ heraus, der auch zu seinen wichtigsten und bekanntesten Schriften zählt. 1815 stirbt er in Hamburg.

Matthias Claudius: *Als der Hund tot war*, Reclam Universalbibliothek Stuttgart 1990

Jacob (1785 -1863) und Wilhelm Grimm (1786-1859) sind nicht nur die bekanntesten Märchensammler Deutschlands. Sie gelten neben Karl Lachmann und Georg Friedrich Benecke auch als „Gründer“ der Germanistik. Märchen wie „Der Froschkönig“ und „Rapunzel“ sind durch sie überliefert worden und bilden den größten Teil des deutschen Märchenfundus'.

Gebrüder Grimm: *Der Wolf und die sieben Geißlein*, aus „Kinder- und Hausmärchen“, Reclam Universalbibliothek, Stuttgart 1980

James Thurber, US-amerikanischer Schriftsteller und Zeichner, zählt zu den bekanntesten Humoristen des 20. Jahrhunderts und zeichnete für so große Zeitschriften wie den „New Yorker“. Seine Kurzgeschichte „The Secret Life of Walter Mitty“ (1939) ist legendär und wurde mit Danny Kaye verfilmt. Zu seinen populärsten Titeln gehört u.a. „Men, Woman and Dogs, a book of Drawing“ (1943).

James Thurber: *Momentaufnahme eines Hundes*, aus: „Lachen mit Thurber“, Rowohlt Verlag Reinbek, 1964

Ferdinand Avenarius war ein deutscher Dichter und Stiefneffe Richard Wagners. 1856 in Berlin geboren, gibt er ab 1887 die Zeitschrift „Der Kunstwart“ heraus, die sich wichtigen Themen der Kunst und Kulturpolitik widmet. Mit dem Kunsthistoriker Paul Schumann gründet er den Dürerbund. Er gilt als der „Entdecker“ Sylts, wo er 1923 auch starb.

Ferdinand Avenarius: *Der Hund*, Callway Verlag München 1916

Herausgeber:

- Asphalt e.V. Düsseldorf
- Diakonisches Werk e.V. Mönchengladbach
- Caritasverband Krefeld e.V.
- Caritasverband Frankfurt/Main
- Verein für Gefährdetenhilfe gemeinnützige Betriebs-GmbH

Hubert Ostendorf (v.i.S.d.P.)

streetwork Düsseldorf:

Oliver Ongaro, 0171-5358494
fiftyfifty.streetwork@x-pots.de

Redaktion, Verlag und Vertrieb:

fiftyfifty
Jägerstraße 15, 40231 Düsseldorf,
Fon 0211-9216284 Fax 0211-9216389
www.fiftyfifty-galerie.de
info@fiftyfifty-galerie.de

Anzeigen:

Anzeigen geben nicht die Meinung der Redaktion wieder!

fiftyfifty, 0211-9216284

fiftyfifty-Galerie:

Öffnungszeiten:
Mo-Sa 14-17 Uhr u. nach Vereinbarung
info@fiftyfifty-galerie.de

Lokalredaktionen

- Bonn: Susanne Fredebeul
0228-9857628
- Duisburg: Alexandra Pirau
0162-7358933
- Mönchengladbach: Heike Wegner
02161-5766969
- Frankfurt: Jürgen Schank,
0160-3700611

fiftyfifty ist Mitglied im:

Paritätischen
Wohlfahrtsverband und
im International Network
Street Papers (INSP)



Beachten Sie auch unsere fiftyfifty-Projekte



Erste Hilfe für den besten Freund der Obdachlosen
www.fiftyfifty-underdog.de



Auszeichnung für fiftyfifty:
Düsseldorfer Friedenspreis 2007

5 Jahre „Underdog“

Spendenauftrag



Straßenhunde 2012

Mit Aphorismen und einem Vorwort zur Mythologie Tier- und Obdachlosen: „Underdog“

nur 10 Euro, davon 5 Euro für die/den VerkäuferIn

SUPER, WAU. DER NEUE UNDERDOG- KALENDER 2012.

Berührende Schwarzweiß-Fotos mit den Vierbeinern der Obdachlosen.

Mit Aphorismen aus der Weltliteratur.

14 Blatt, 40 x 30 cm mit Spiralbindung

nur 10 Euro, davon 5 Euro für die/den

VerkäuferIn

Bestellung (zzgl. Versandkosten) auch

unter www.fiftyfifty.de oder 0211 / 9216284

Underdog in den Medien

„Einmaliges Projekt“ *Menschen, Tiere und Doktoren auf VOX*

„Vorbildlicher Einsatz“ *Sonja Zietlow in Sitz, Platz, Aus! auf RTL 2*

„Preiswürdig.“ *Hundemagazin dogs zur Verleihung des Dogs-Award an Underdog*

„Gut versorgt - die Weggefährten der Obdachlosen.“ *Sat 1*

„Vorzeigeprojekt Underdog auf Spenden angewiesen.“ *Rheinische Post*

„Super! Wau! Sprechstunde für obdachlose Vierbeiner“ *Express*

„Hartz-Tier“ *Bildzeitung*

Vor fünf Jahren startete das fiftyfifty-„Underdog“. Einmal monatlich fand eine provisorische veterinärmedizinische Sprechstunde für die Hunde von der Straße statt. Zwei ehrenamtlich arbeitende TierärztInnen versorgten die Tiere, eine Sozialarbeiterin kümmerte sich um die Obdachlosen. Über die Tiere den Menschen erreichen, das ist die Idee dieses bis heute einmaligen Projektes. Der Erfolg gab uns recht: die Nachfrage war enorm; Obdachlose, die bisher keine Einrichtungen aufgesucht haben, nahmen nun das Angebot an. Schnell wurde jedoch deutlich, dass eine Beratungsstelle als Praxis

Ideen waren gefragt.

NRW wurde gestellt,

zum Ausbau von

bewilligt. Im Laufe

Praxis-Bus an-

Sprechstunden können somit nun auf der Straße abgehalten werden. Für die Obdachlosen ist die Arbeit von „Underdog“ ein wahres Geschenk. „Wäre mein Hund nicht da, hätte ich mich selbst schon längst aufgegeben!“, sagt Paul. Doch die Finanzierung durch das Land war auf drei Jahre befristet und ist nun ausgelaufen. Damit wir weiter vielen Obdachlosen und ihren Tieren helfen können, brauchen wir dringend Ihre Spende. Weitere Infos: fiftyfifty-underdog.de.

Unser Spendenkonto: *fiftyfifty* / asphalt e. V.

Postbank Essen (BLZ 360 100 43)

Konto-Nummer 539661431

underdog

Erste Hilfe für den besten Freund der Obdachlosen.

nicht taugt. Innovative Ein Antrag beim Land die Anfangsfinanzierung „Underdog“ wurde der Jahre konnte ein geschaffen werden, die

XXL-SPENDE nach erfolgreichem Düsseldorfer Hundefest



Das **fiftyfifty-Projekt „underdog“** freut sich über sein Stück vom großen Kuchen: **3.500 Euro!**

DOG EVENT-Veranstalter Jörg Dräbert wünscht viel Erfolg bei der wichtigen sozialen Arbeit für Düsseldorfs Obdachlose und ihre Tiere: „Underdog leistet hervorragende Arbeit, die engagierte Unterstützung verdient. Weiter so!“



ALLES FÜR MEIN TIER.

www.dog-event-duesseldorf.de